

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-262250](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262250)

Weltbegebenheiten.

Bis Anfang Juni.

Der Hausfreund muß bei seiner Schilderung dessen, was wir im Jahre 1920 erlebt haben, an einen König denken, der von seinem furchtbarsten Feind besiegt worden war. Als der Sieger ihm die Friedensbedingungen vorlegte, rief der Unglückliche verzweifelt: „Was willst du denn meinem armen Volk noch lassen, wenn du ihm dies alles nimmst?“ Höhnisch antwortete der Sieger: „Eines lasse ich euch, — das sind eure Augen, mit denen ihr euer Schicksal beweinen könnt!“

Es geht uns Deutschen nicht viel anders. Das hat uns das Jahr gezeigt, das hinter uns liegt. Damals, als unser Reichstag im Sommer 1919 sich entschloß, den grauenhaften „Vertrag von Versailles“ anzunehmen, gab es viele Leute, die trösteten uns: „Nur getrost, es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist! Dieser Friedensvertrag ist ja so unsinnig, daß er gar nicht durchgeführt werden kann. Die Feinde werden es von selbst einsehen, was für eine übertriebene Geschichte sie gemacht haben, und dann kommt die Revision des Vertrages ganz von selber!“ Ja, so sagten die guten Deutschen. Und nur ein Deutscher kann so sprechen. Denn wir Deutschen haben es an uns, daß wir nie unmenschlich sein können. Wenn auch unser Jörn noch so groß ist, zur brutalen Wildheit kann er nicht werden. Drum meinen wir, auch bei den andern Völkern müsse das so sein. Wir haben auf die „Menschlichkeit“ gerechnet bei unseren Gegnern. Vor allem die guten Tröpfe, die auf die großen Redensarten unserer Feinde während des Krieges hingehört haben, mehr als es gut war, und die sich haben von diesen schönen Redensarten anleimen lassen wie die Simpel an die Keimrute. Damals riefen die Engländer und die Franzosen und alles, was an ihren Rockschößen hing: „Wir kämpfen für die Freiheit und die Wahrheit und die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit!“ Und es hat wirklich in Deutschland Leute gegeben, die das geglaubt haben. Wirklich und wahrhaftig! Ob ihnen jetzt die Augen aufgegangen sind? Ob sie sehen, wie der Engländer lacht: „Menschlichkeit? Wozu dient das? Kann man damit Handel treiben? Kann man damit reich werden? Kann man damit die Welt unterjochen?“ Der Hausfreund denkt an einen feinen deutschen Dichter, der hieß Fontane. Der hat schon in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einmal gesagt: „Geht mir mit den Engländern! Sie sagen Gott und meinen — Rattun!“ Affurat so ist es heute. Sie sagen „Menschlichkeit“ und meinen den Klang ihres Pfundes Sterling in ihrem Geldbeutel. Und drum haben sie den Krieg geführt, daß diese Pfunde in ihrem Geldbeutel recht hell klingen, und daß nie mehr der deutsche Fleiß und die deutsche Tüchtigkeit und die deutsche Strebbarkeit und die deutsche Betriebsamkeit ihnen ins Handwerk pfeuschen kann. Jetzt, wo sie den Krieg gewonnen haben, ist und bleibt das ihre einzige Sorge: „Deutschland, bleibe klein, ganz winzig klein! Arbeiten darfst du, daß dir das Blut unter den Nägeln vorspricht! Aber nur unseren Welthandel nicht stören. Beileibe nein! Arbeite für uns — dann wollen wir dich liebhaben, wie ein Sklavenhalter einen tüchtigen Sklaven lieb hat. Er hält ihn an der Kette und sorgt, daß er nicht loskommt!“ Das ist die Menschlichkeit von den Leuten jenseits des Kanals.

Und die Franzosen? Ja, die kennen nur ein Wort seit alters her. Das heißt: Gloire! Ruhm! Das ist ihr Herrgott, vor dem sie jeden Tag knien. Und wer ihnen etwas von Menschlichkeit sagen wollte, dem würden sie antworten: „Dafür haben wir keine Zeit! Wir müssen für unseren Ruhm sorgen!“ Frankreich — der Sieger im Weltkrieg, soll der Herr der europäischen Welt werden. Drum muß Deutschland drunten gehalten werden. Sie haben einen grenzenlosen Jörn auf uns, weil wir, wie sie sagen, ihr schönes Nordfrankreich zerstört haben. Sie haben aber vergessen — weil sie es vergessen wollen — daß die Granaten, die in all diese schönen Städte und Dörfer hineingeflogen sind, aus den eigenen und aus englischen Kanonen gekommen sind. Und wir mögen sagen, was wir wollen: wir Deutschen sind die entsetzlichen Barbaren, die das arme Frankreich ruiniert haben, und dafür müssen wir gestraft werden. „Menschlichkeit?“ so sagen die Franzosen. „Wart ihr Deutschen menschlich gegen uns? Nun, wir zahlen jetzt mit gleicher Münze heim. Wie du mir, so ich dir!“ Drum — je ärger wir stöhnen und jammern, um so mehr freut sich der Franzose. „Geschieht euch recht! Es soll euch weh tun, daß ihr keine gesunde Stelle mehr an eurem ganzen Körper haben dürft!“ Ganz im stillen steckt ja noch etwas in der Seele des Franzosen — das ist eine ganz unheimliche Angst vor den deutschen Fäusten. Es hat Müß genugs gekostet, uns klein zu kriegen. Die ganze Welt hat man zusammenschleppen müssen, bis endlich der Deutsche am Boden lag. Dreißigfache Uebermacht! Und nun denkt der Franzose: „Wer weiß, ob man gegen dies Deutschland immer eine solche Masse von Feinden aufbringt? Am Ende könnte es einmal so kommen, daß wir Franzosen allein stehen, und daß die Deutschen die Freundschaft der Welt auf ihrer Seite haben. Was dann?“ Drum gibt es Franzosen, die sagen, sie könnten nicht ruhig schlafen, bis die „deutsche Gefahr“ für immer verschwunden sei. Damit wollen sie sagen: „Wir ruhen und rasten nicht, bis Deutschland zu einem Nichts heruntergedrückt ist!“ So geknebelt und stranguliert sollen wir werden, daß wir gar nie mehr uns auf die Beine heben können, und daß ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich unmöglich ist. Wer da noch von Menschlichkeit reden will, ist entweder ein Blinder oder ein Narr. Die Weltgeschichte wird nicht mit der Menschlichkeit gemacht, sondern mit der Faust, so denken unsere Gegner. Und weil wir am Boden liegen, wettert ihre Faust kräftig auf uns herunter. Wir aber, wir müssen's leiden. Das ist unser Los. Daran beißt keine Maus einen Faden ab.

„Deutschland will uns um die Früchte unseres Sieges betrügen,“ so haben die Franzosen in allen Tonarten geschrien. Allemal dann, wenn sie Dinge gefordert hatten, die wir einfach nicht erfüllen konnten! Natürlich — sie sitzen im Rohre fest, die Franzosen, und da wollen sie ihre Pfeifen schneiden. Das ist gerade wie zu des Hausfreunds Jugendzeit: neben seines Vaters Garten wohnte der „Schalenmicheler“, der war den prächtigen Äpfeln in besagtem Garten sehr gut Freund. Und wenn er einmal es fertigebracht hatte, auf einen Apfelbaum zu kommen, ohne daß des Hausfreunds Vater seinem Karo vorher in den Baumgarten gelassen hatte, ging er nicht herunter, ehe der letzte Apfel in seinem großen Sack verschwunden war. So muß der letzte Apfel vom deutschen Apfelbaum in den großen Sack der Engländer und der Franzosen hinein. Da hilft kein Weh und Ach und keine rührselige Delfa-

mation über die Menschlichkeit. Man hat nicht umsonst dem französischen Volk in allen Tonarten vorgefungen während des Krieges: „Haltet aus! Der Deutsche muß alles bezahlen.“ Jetzt wird das Wort grausige Wahrheit: Der Deutsche muß alles bezahlen. Er muß der Sklave der Welt werden. Schuftien, daß ihm die Knochen krachen, während die anderen spazierengehen!

Und so ist es das ganze Jahr 20 und 21 hindurch um die zwei Dinge gegangen: Wie machen wir Deutschland ganz und gar wehrlos — und wie pressen wir möglichst viel aus dem wehrlosen Deutschland heraus? Das war das Lied, das die Staatsmänner unserer Gegner gesungen haben bei der ersten Zusammentkunft, in der sie gnädigst erlaubt haben, daß unsere Minister mit ihnen zusammen beraten sollen über unsere „Verpflichtungen“. Das war die Zusammentkunft in Spaa in Belgien. Am 5. Juni kamen von Deutschland unser Reichstanzler

Fehrenbach und unser Minister des Auswärtigen, Dr. Simons, dorthin, und sie hofften, sie würden die Gegner davon überzeugen, wie elend es uns gebe. Aber fehlgeschossen! Man hat sie nicht allzufreundlich aufgenommen. Der englische Minister Lloyd George ist mit ihnen umgegangen beinahe wie ein Schulmeister mit unartigen Buben. Und dann kamen die Forderungen: vor allem Abrüstung! Wir Deutschen hatten immer noch zu viele Waffen und zu viele Soldaten. Alle unsere Soldaten konnten wir nicht heim schicken.

Denn im Osten waren wir nicht sicher vor einem Einfall der russischen Bolschewisten, und im Innern gab es immer noch eine Masse von „Roten“, die auf die Gelegenheit zu einem Putsch warteten, um alles drunter und drüber zu bringen und dann sich zu den Herren von Deutschland zu machen. So hatten wir noch etwa 150 000 Mann unter Waffen stehen. Das war den Gegnern zu viel. Nur hunderttausend Mann dürfen es sein. Weiter nicht! Es wurde uns eine Frist von 6 Monaten gesteckt, innerhalb deren wir alle Waffen abgeliefert haben und unsere „überflüssigen“ Soldaten entlassen haben mußten. Wenn wir nicht parieren, so marschiert der Franzose in das Ruhrgebiet ein, erklärte man uns mit Schroffer Deutlichkeit. Und das Ruhrgebiet — das ist das letzte große Kohlenggebiet. Wenn wir das verloren haben, dann ist es mit unserer Industrie aus, und wir können Hungerpfoten saugen oder mit der Herrschaft Spazien fliegen. Eins so schön wie das andere!

Und dann ging es an die Forderung der Kohlenlieferungen. Wir hatten ja in Nordfrankreich während des Krieges die Kohlenbergwerke besetzt und bei den vielen Kämpfen war auch das eine und andere dieser

Kohlenbergwerke zerstört worden. Jetzt müssen wir die Kohlen liefern, die dadurch den Franzosen verlorengegangen sind. Sie haben zwar schon unser Saargebiet mit seinen Kohlenschätzen in der Hand, aber die Ruhrkohle ist noch besser als die Saarkohle. Darum: her mit den Ruhrkohlen, ihr Deutschen! Wir konnten sagen, was wir wollten: „Wenn wir unsere Kohlen hergeben müssen, können wir nicht arbeiten, und wenn wir nicht arbeiten können, so können wir nicht bezahlen“ — es half alles nichts. Zwei Millionen Tonnen Kohlen jeden Monat nach Frankreich! Das war der Befehl des französischen Ministerpräsidenten Millerand. Und dabei ist es geblieben. Frankreich hat die vielen Kohlen gar nicht brauchen können. Ganze Berge von deutschen Kohlen sind in Frankreich aufgestapelt worden, während in Deutschland Fabriken um Fabriken wegen Kohlenmangels ihre Tore haben zuzuschließen



• Straße in Klingenstein,

der Hauptstadt der uns durch den Vertrag von Versailles entzogenen Kolonie Klaufschou.

müssen und die Arbeitslosigkeit ins Unfassbare gewachsen ist. Dafür hat der Franzose nur ein Lachen. Er hat die deutschen Kohlen weiter verkauft, zum großen Teil nach Deutschland zurück. Daß bei uns in Deutschland die armen Leute, die Witwen und die Kinder frieren, danach wird nicht gefragt. Dazu sind die Deutschen eben da, daß sie es jetzt hart haben. Sie sollen „büßen“, daß ihnen die Augen übergehen!

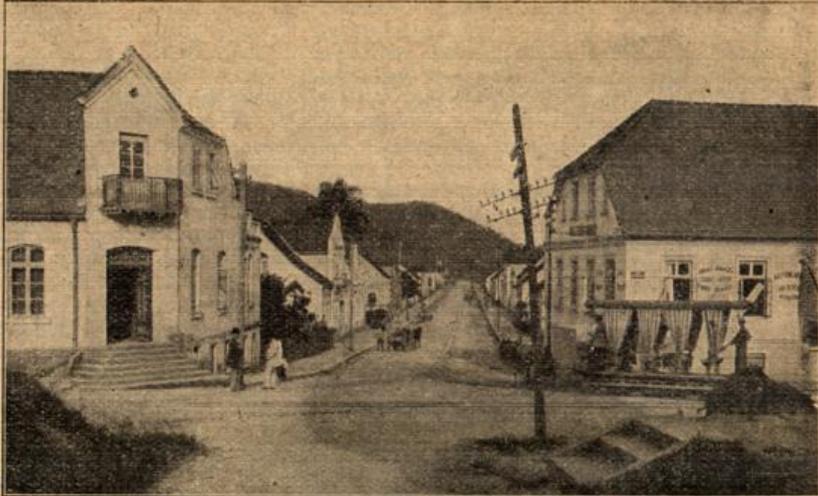
Das war die Zusammentkunft in Spaa. Auf diese folgten andere Zusammentkünfte, bei denen es uns womöglich noch schlechter ging. Denn bei diesen handelte es sich um das Allerwichtigste: um unseren Tribut, den wir den Siegern bezahlen müssen. Man sagt ja natürlich nicht „Tribut“. Denn das klingt gar zu arg nach „Unmenschlichkeit“, und man will vor der Welt nicht den Namen der Unmenschlichkeit tragen. Darum sagt man „Wiedergutmachung“. Das sieht besser aus. Denn das sagt: „Ihr Deutschen habt in Frankreich und in Polen und in Rumänien und in Serbien und in Italien so vieles zerstört, daß ihr jetzt allen angerichteten Schaden bezahlen müßt!“ Und man schreibt uns die Rechnung. Da sind uns die Augen übergegangen. Denn daß die „Geschädigten“ die Rechnung nicht zu klein gemacht haben, kann sich jeder

Einsichtige an den Fingern abzählen. Aber die große Frage ist nicht bloß die: „Wieviel will ich haben?“ sondern: „Wieviel kannst du bezahlen?“ Wenn wir alles bezahlen müßten, was die Gegner haben wollen, müßten wir zahlen bis an das Ende der Welt! Und alles Gold, das auf der Erde zu finden ist, wäre nur ein Tropfen auf einen heißen Stein! Darum hat man auch auf der Seite der Gegner eingesehen, daß man mit uns verhandeln muß. Aber die Verhandlungen sind allemal ausgegangen mit dem Sprüchlein:

„Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“

Zuerst ist um Weihnacht herum eine Konferenz von Sachverständigen in Brüssel anberaumt worden, auf der man uns einen Fragebogen vorgelegt hat mit 44 Fragen über unsere Zahlungsfähigkeit. Dann kam am 28. Januar die Forderung, auf die sich der englische Ministerpräsident Lloyd George und der französische Ministerpräsident Briand geeinigt hatten: 226 Milliarden sollen wir zahlen in einem Zeitraum von 42 Jahren. Notabene, das sind Goldmilliarden. Wenn wir die in unsere Papiermark umrechnen, so kommt das Zehnfache heraus. Der Hausfreund möchte die Zahl nicht aufs Papier hinschreiben, sonst brauchte er eine ganze Zeile dazu, aber der geneigte Leser nimmt vielleicht seines Büchleins Schiefertafel und macht das Experiment, wenn ihm dann nicht die Welt sich im Ring herumdreht! . . . Und außerdem verlangten die Gegner, daß in der ganzen Zeit noch 12 Prozent von der ganzen deutschen Ausfuhr bezahlt werden müßten. Denn der Engländer dachte: „Die Deutschen sind Teufelsterke! Die schaffen, wie kein anderes Volk auf der Erde. Sie sind imstand und überschweben die ganze Welt mit ihren Waren und werden trotz ihrer Schulden noch reich. Dann ist unser Handel stöten gegangen, um dessen willen wir den Krieg geführt haben. Drum sollen sie von allem, was sie ausführen, uns noch einen Extrattribution zahlen. So werden sie klein bleiben.“ Wäre es nicht zu traurig, es wäre beinahe zum Lachen.

Ueber diese Forderung war in Deutschland ein großes Getöse, und als unser Minister Simons Anfang März nach London geladen wurde, um mit den Gegnern über ihre Rechnung zu verhandeln, gab ihm der deutsche Reichstag die Weisung mit, lieber „nein“ zu sagen, wenn die Feinde auf ihrer Forderung bestehen würden. Und so kam's, denn alle die Gegenvorschläge, die Simons machte, wurden mit Hohn und Spott abgelehnt. So blieb ihm nichts übrig, als abzureisen. Daraufhin haben die Gegner sogenannte „Sanktionen“, zu gut deutsch Exzpressionen, eintreten lassen. Die Franzosen besetzten Düffeldorf und Duisburg und Ruhrort, obwohl nicht einmal der famose „Friedensvertrag“ ihnen dazu das Recht gibt. Man legte die Zollgrenze an den Rhein, und man beschloß, von der



Strasse in der von deutschen Kolonisten 1850 gegründeten Stadt Joinville, einer der bedeutendsten Kolonien in Brasilien.

deutschen Ausfuhr 50 Prozent zu erheben. Dennoch merkten die Feinde, daß auf diesem Wege Deutschland nicht klein zu kriegen war. Und darum stellten sie neue Forderungen und drohten: „Wenn ihr nicht nachgibt, so besetzen wir das ganze Ruhrgebiet!“

Es war zum Verzweifeln. Und darum griff die deutsche Regierung zu einem verzweifeltsten Mittel. Sie rief den Amerikaner um seine Vermittlung an. In Amerika war der erbitterte Deutschfeind Wilson von seiner Präsidentschaft abgetreten. Die Amerikaner wollten nichts mehr von ihm wissen, denn sie schalteten ihn einen Engländerknecht. Am 2. November hatten sie einen Mann zum Präsidenten gewählt, der ihnen versprach, dafür zu sorgen, daß Amerika von den europäischen Händeln ungeschoren bleiben werde, und der vor allem erklärte, er werde nie in einen Eintritt Amerikas in den Völkerbund willigen. Denn die stolzen Amerikaner hatten gemerkt, daß dieser Völkerbund nur die Weltherrschaft Englands sicherstellen sollte, und sie wollten völlig unabhängig bleiben! Der neue Präsident, Harding, hatte am 1. März sein Amt angetreten. Und die deutsche Regierung hoffte, er werde ein verständliches Wort zugunsten des gequälten deutschen Volkes sprechen. Aber wir Deutschen hatten uns wieder einmal gründlich getäuscht. Mehr als einige lebenswürdige Redensarten bekamen wir nicht von Amerika zu hören. Der Amerikaner wollte die Freundschaft mit England und Frankreich nicht allzu stark auf die Probe stellen und überließ uns Deutsche unserem Schicksal.

Das war hart genug. Die Feinde stellten uns ein Ultimatum: bis zum 12. Mai mußten wir ihre Forderungen annehmen oder es kam der Einmarsch ins Ruhrgebiet. Die Forderung hieß jetzt folgendermaßen: Deutschland bezahlt 130 Milliarden, die es mit 2 1/2 Prozent zu verzinsen hat. Der Betrag ist innerhalb von 36 Jahren zu tilgen. Jedes Jahr müssen 2 Milliarden bezahlt werden und außerdem noch 26 Prozent der deutschen Ausfuhr! Es war eine ungeheure Forderung. Jedes Jahr soll einmal eine Summe von nahezu 50 Milliarden Papiermark aufgebracht werden, das heißt: so viel, als gegenwärtig unsere gesamten Einnahmen

sind. Wovon sollen wir dann leben? Aber wenn wir nein sagten, was dann? Einmarsch ins Ruhrgebiet und womöglich noch weiter hinein nach Deutschland: das bedeutete den völligen Ruin unserer gesamten Industrie. Alle unsere Fabriken, unsere Bergwerke, unsere Maschinen waren dann in Feindeshand. Und der Feind nahm, was er kriegen konnte. Das letzte Stück Vieh aus dem Stall, die letzte Garbe von dem Feld! Die Gegner waren zu allem entschlossen.

Kein Wunder, daß die Reichstagsabgeordneten kaum wußten, wie sie sich entscheiden sollten. Es ging wie in einem Märchen der Griechen. Die haben von zwei grausamen Strudeln erzählt mitten im Meer, die nannten sie Scylla und Charybdis. Und sie sagten: Wehe dem Schiff, das dorthin kommt. Es mag machen, was es will — in einen von den beiden Strudeln muß es hinein. In die Charybdis fällt, wer die Scylla vermeiden will! So waren wir zwischen zwei Strudeln. Dazu kam noch, daß die alte Regierung abgedankt hatte. Nach dem Mißerfolg in Amerika hatten Reichskanzler Fehrenbach und Minister Simons den Abschied nehmen müssen. Wieder wurde ein badischer Landsmann, der Freiburger Professor Wirth, zum Reichskanzler gewählt, und mit Mühe und Not brachte er ein Ministerium zusammen, das mit ihm regieren wollte. Am 11. Mai — es war tief in der Nacht — kam die Abstimmung. 175 stimmten mit Nein und 211 mit Ja. Die Mehrheit, die ja sagte, ist nicht sehr gewaltig. Der geneigte Leser merkt daraus, wie ungeheuer schwer die Entscheidung war. Des Hausfreunds Landsleute, die badischen Reichstagsabgeordneten Dietrich und Haas haben nein gesagt. Gut ab vor ihnen. Aber auch die Falsager will der Hausfreund nicht tadeln. Er ist zwar ganz im stillen der Meinung, daß dies Falsagen uns nichts helfen wird, fütternalen wir einfach die Riesenlast nicht tragen können, die wir uns aufgebürdet haben, und daß die Franzosen doch schließlich ins Ruhrgebiet marschieren werden, und dann ist nur aufgehoben, was jetzt schon an Not und Drangsal über uns hing. Aber er weiß, daß auch die Falsager das Beste für ihre Heimat im Auge hatten, drum möchte er den Männern, die dort ihre Köpfe haben hinhalten müssen, nichts am Zeug flicken. Um so mehr als er selber heilfroh ist, daß er dazumals nicht im Reichstag gesessen ist. Und was man selber nicht machen kann, das soll man auch von einem andern nicht fordern.

Eins aber kann er nicht vergessen, so lang er lebt; und wenn seine Haare einmal schneeweiß werden sollten, so wird die Feuerlohe ihm ins Gesicht fahren, wenn er daran denkt, daß diese Abstimmung genau 50 Jahre nach dem Frankfurter Frieden hat sein müssen, durch den wir den 70er Krieg beendet haben. Der Tag des größten deutschen Triumphes und der Tag der größten deutschen Schmach — wer die zwei Tage zusammenstellt, dem möchte das Herz brechen, wenn es überhaupt brechen könnte. Was wird in einem weiteren Halbjahrhundert sein? Ob die Krone, die jetzt von unserm Haupt gefallen ist, wieder über ihm glänzt? Oder ob wir noch in Finsternis und Todeschatten sitzen? Die Zukunft ist stumm. Nur der deutsche Glaube spricht ein stilles Trostwort vom Stillesein und Harren.

Das „Ultimatum“ von London enthielt noch eine andere Forderung: die völlige Entwaffnung Deutschlands müsse endlich durchgeführt werden. Das bezog sich auf die Sicherheitswehren, die sich in Deutschland, vor allem in Bayern, gebildet hatten. Gerade Bayern zählte eine der besten Bürgerwehren in ganz Deutsch-

land. Denn die Bayern waren eine Zeitlang unter der Herrschaft der Kommunisten gestanden und wußten, daß das der schrecklichste aller Schrecken ist. Darum hatten sich die Männer zusammengetan, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten, und hatten sich gelobt, diesen „roten Schrecken“ auf keine Weise mehr zu dulden. Es waren in Bayern ungefähr dreihunderttausend Mann, die für Ordnung sorgten und es fertig gebracht hatten, daß Bayern das Land der Ruhe und Sicherheit geworden war, in dem alles Gesindel zähnefletschend sich in seine Schlupfwinkel verkrochen hatte, ohne sich wieder hervorzuwagen. Aber die Franzosen wollten nicht dulden, daß in Deutschland noch so etwas besteht, was auch nur von Ferne dem alten deutschen Militär gleicht. Ihre Angst vor dem deutschen „Militarismus“ ist wie die Angst von Kindern vor dem Kettenhund. Sie schreien vor ihm, selbst wenn er an seiner Kette angebunden ist. Und die Bayern wehrten sich lang. Sie erklärten, ihre Bürgerwehr sei ihre private Angelegenheit. Die gehe niemand etwas an. Aber schließlich hat doch die Drohung mit dem Einmarsch in das Ruhrgebiet auch diesen Widerstand gelähmt. Der bayerische Ministerpräsident v. Kahr, der tapfer für seine Sicherheitswehr gekämpft hat, hat seinen Bayern den Rat gegeben, daß die Bürgerwehren sich selbst auflösen sollen, damit die Regierung nicht die schmachvolle Aufgabe bekommt, den tapferen Männern ihre Wehr zu nehmen.

Und so hat unser deutsches Volk nur noch ein Heer, das — wie ein Franzose spöttisch gesagt hat — kleiner ist als die Armeen von Griechenland und Portugal. Der Franzose kann jetzt wirklich ruhig schlafen. Freilich — uns tut das Herz weh. Und mancher, der noch vor ein paar Jahren auf den preussischen Militarismus geschimpft hat, was das Zeug hielt, wäre jetzt froh, wenn wieder die Musik durch die Straßen den Torgauer Marsch spielte. „Wer zieht jetzt unsere Buben?“ hat den Hausfreund vor kurzem ein Arbeiter gefragt, dem scheint's das Hauskreuz der unbotfamen Jugend schwer genug auf dem Nacken liegt. Und wie der, so fragen viele in Deutschland. Jetzt merken wir, was wir an dem Heer hatten: einen Erzieher von unübertrefflicher und unersetzlicher Kraft. Aber nun ist es zu spät!

Um die Osterzeit herum haben wir wieder etwas spüren müssen von dem Geist der Unbotmäßigkeit, der in einem Teil unseres Volkes noch umgeht. Es gab böse Bursche in Mitteldeutschland: Halle, Sangerhausen, Merseburg waren die Mittelpunkte der kommunistischen Kämpfe, in denen allerhand verbrecherisches Gesindel sich wild und schreckhaft genug hervortat. Fabriken wurden von ihnen besetzt und in blutigen Kämpfen gegen die Schutzpolizei und die Reichswehr verteidigt, bis die Kämpfer für die Ordnung regelrecht stürmen mußten. Es war wie im Kriege! Deutsche gegen Deutsche — ein Jammer! Schließlich wurden die Kommunisten überwältigt, und viele Betörte wanderten ins Gefängnis. Wir Deutschen könnten unser Blut und unsere Kraft und unser Geld wahrhaftig nötiger anderswo verwenden.

Denn in einem anderen Stück deutschen Landes geht es übel genug her. Das ist Oberschlesien. Der geneigte Leser erinnert sich noch daran, daß eines der schönsten Worte des verflorenen Präsidenten Wilson hieß „Selbstbestimmung der Völker“. Jedes Volk sollte selbst bestimmen dürfen, wohin es gehören wolle. Notabene aber nur die Völker, die einst zu Deutschland und Oesterreich gehört hatten. Bei den anderen hieß es „hali, Bauer, das ist etwas anderes!“ Nun, zu diesen Ländern,

die selbst bestimmen sollten, wohin sie gehören wollen, zählt auch Oberschlesien, ein Landstrich, in dem sehr viele Polen als Arbeiter in der Industrie und Landwirtschaft wohnen, das aber in seinem ganzen Grundzug ur- und echt deutsch ist. Am 20. März war die Volksabstimmung. Von allen Seiten Deutschlands her kamen die heimattreuen Oberschlesier, um ihren Volksgenossen in ihrem Kampf um die Heimat beizustehen. Die Polen hatten Drohbriefe geschrieben, in denen stand, daß keiner mehr gesund aus dem Lande kommen werde, der für Deutschland stimme. Aber das hielt die Tapferen nicht ab, zur Stelle zu sein. Und das Ende der Volksabstimmung war denn auch richtig — ein voller und klarer Sieg Deutschlands. Mehr als 60 Prozent stimmten für den Anschluß an Deutschland. Darob war große Wut in Polen und — in Frankreich.

Polnische Freischaren brachen in Oberschlesien ein, sie vertrieben die Deutschen mit der größten Brutalität, Deutsche wurden ermordet, deutsche Gutshöfe in Flammen gesteckt. Der Oberanführer Korsanty nannte sich sogar Diktator von Oberschlesien. Nun aber hatten die Alliierten in Schlesien ein kleines Heer zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Dies sollte die überfallenen Deutschen schützen. Die Italiener stellten ihren Mann, sie haben in blutigen Kämpfen mit den „Insurgenten“ (so werden die polnischen Räuberbanden betitelt) viele Tote verloren. Aber die Franzosen rührten keinen Finger. Ihnen war es ja ganz recht, was die Polen machten. Und als in Deutschland sich Freiwillige sammelten, um nach Oberschlesien zu ziehen und den überfallenen deutschen Landsleuten zu helfen, wurde es ihnen verboten von den Alliierten. Himmelschreiend! Nicht einmal helfen dürfen



Die Abstimmung in Oberschlesien.

Ankunft der Abstimmungsberechtigten in Kattowitz.

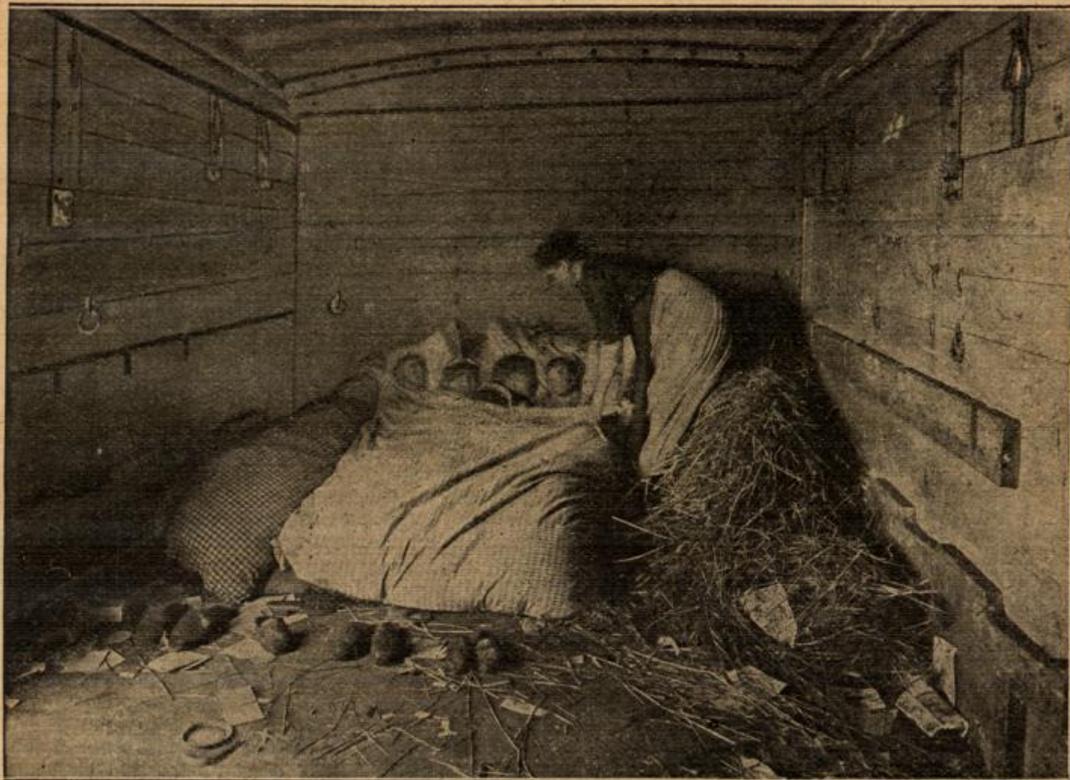
Denn die Franzosen haben sich das sehr schön ausgedacht, wie sie Deutschland in einer „Bange“ festklemmen wollen. Links am Rhein entlang sitzen die Franzosen selbst. Rechts an der Ober entlang sitzen die Polen. Und diese zwei Völker sind darin eins geworden, Deutschland zu Brei zu zerdrücken, sobald es sich einmal zu rühren gedenkt. Schon der erste Napoleon hatte mit diesem Gedanken geliebäugelt. Und damit Polen seine Aufgabe recht lösen kann, soll es auch recht reich werden. Oberschlesien aber hat Kohle und Erz, ist eines der besten Industrieländer Deutschlands. Darum sollen es die Polen haben. Das war Frankreichs Meinung, und die Franzosen waren entsetzt, als sie hörten, daß die Volksabstimmung anders gelaufen war, als sie gerechnet hatten. Aber nun kommt das Aller Schönste: die Franzosen verlangten, daß trotz der Abstimmung ein großer Teil von Oberschlesien, nämlich gerade dieses reiche Industriegebiet, an Polen fallen solle. Und als der oberste Rat der Verbündeten nicht schnell genug auf dies Verlangen einging, wurde es mit der Gewalt versucht.

die Deutschen einander. Nur ein kleiner Selbstschutz der in Schlesien sich gebildet hat, konnte mit vieler Mühe die Polen bei ihrem Vorgehen aufhalten. Die Polen wollen alles Industriegebiet in ihre Macht bringen, und dann wollen die Franzosen sagen: „Wir sehen's ja, dies Gebiet ist polnisch, das kann man nicht mehr den Deutschen zusprechen.“ So kämpft dieses edle Volk für „Wahrheit und Gerechtigkeit“ mit der niederträchtigsten Verlogenheit und Heuchelei. Zwar hat der Engländer Lloyd Georg in seinem Parlament gesagt, auch für Deutschland verlange er „ehrlich Spiel“, und es sind englische Truppen in Oberschlesien eingezogen, um dort gegen die Polen sich zu stellen — die Deutschen haben die englischen Offiziere, als sie einmarschierten, auf den Schultern getragen! — aber der Hausfreund glaubt nicht so recht an die englische Ehrlichkeit. Er hört davon reden, daß die englischen und französischen Zeitungen mit einem Mal von einem „engeren französisch-englischen Bündnis“ anfangen zu schreiben, und allemal, wenn solche Töne geungen werden, ist das Ende — ein

Trauerlied Deutschlands. So wird wohl auch hier es wieder heißen: „Wehe den Befestigten!“ Und der Hausfreund denkt an eine Eisenbahnfahrt durch unser schönes badisches Land, auf der er einen Bauersmann hat sagen hören: „Armes Deutschland! So schön — und so unselig!“ Ja, das ist unser Schicksal.

Es ist überhaupt eine merkwürdige Geschichte. Als im Herbst 1918 die Waffen niedergelegt worden sind, hat man bei allem Elend doch aufgeatmet und gesagt: „Gott sei Dank! Jetzt ist wenigstens Friede!“ Aber solch ein wunderlicher Friede ist, wie den Hausfreund dünkt, noch nie auf Erden gewesen. Überall fliegen

land sind viele der Ansicht gewesen, man müsse ein Bündnis mit Rußland machen; auch der englische und der italienische Minister sind in Luzern zusammen gewesen und haben ihren Franzosenkollegen einzuladen „vergessen“, um die neue Weltlage miteinander zu besprechen. Aber da hat sich das Blättchen gewendet. Die Polen haben nicht umsonst mit den Franzosen gute Nachbarschaft gehalten. Die Franzosen sind eingesprungen. Ihre Offiziere haben die polnische Armee in Ordnung gebracht, und französische schwere Kanonen sind nach Warschau gekommen. Die Russen waren zu schnell vorgestoßen, sie hatten keine Reserven mehr im Rücken. Und statt



Wie die Polen die deutschen Arbeiter behandeln.

Wie groß der Haß der Polen gegen die Deutschen ist, zeigt aufs neue die Ausweisung der Streckenarbeiter der westpreussischen Eisenbahnen. Solange die Polen in Ermangelung geeigneter eigener Arbeiter die deutschen Arbeitskräfte brauchten, wurden sie gebildet; nun sie nicht mehr notwendig sind, müssen sie diesen Boden, der ihnen Heimat und Brot gab, verlassen, wobei sie vielfach von den Polen noch ihrer geringen Habe beraubt werden. Da die Wohnungsnot in dem durch den Versailler Gewaltfriedensvertrag zerstückelten Deutschen Reich sehr groß ist, kann diesen armen Vertriebenen vorläufig nur in Güterwagen Unterkunft gewährt werden. Unser Bild zeigt die mehr als einfache Schlafgelegenheit der Kinder eines Streckenwärters.

die Granaten und knattern die Flinten. Es kommt dem Hausfreund vor, als wenn wir Menschen auf einem Schlachtfeld wanderten, auf dem ein entsetzlicher Kampf getobt hat, und so oft wir meinen, die Schlacht sei vorüber, explodiert wieder irgendein Geschos, das in den Boden gefahren ist und noch nachträglich sein wildes Greuel offenbaren will. So ist es in Rußland noch lang nicht Frieden geworden. Die Bolschewisten haben im Sommer 1920 einen schweren Vorstoß gegen Polen gemacht und sind bis in die Nähe von Warschau gekommen, denn die Polen rissen vor den Russen aus wie die Hasen. Damals hat man sogar gemeint, die ganze Welt bekomme ein anderes Gesicht, und in Deutsch-

land daß sie Warschau eroberten, sind sie gehörig auf das Haupt geschlagen worden und haben alles verloren, was sie zuerst gewonnen hatten.

Und danach haben sie erst recht keine Ruhe gehabt. Ihre Hauptfeinde haben sie im Bürgertum, das von ihnen um Hab und Gut gebracht ist. Auch gibt es Unzufriedene in ihren eigenen Reihen mehr als genug. Sie haben einst versprochen, daß der Himmel auf Erden komme, wenn sie am Ruder seien. Und das Gegenteil ist wahr geworden. Rußland ist das Land der ewigen Hungersnot geworden. Tausende und aber Tausende sind in das tiefste Elend hinabgestürzt. Da ist es kein Wunder, wenn sich Leute finden, die das verhasste Regiment

der Herren — ja so, das darf man nicht sagen, sondern „Genossen“ ist ihr Name — also der Genossen Lenin und Trotzki satt bekommen haben und eine „weiße Garde“ bilden, um die verhafteten Tyrannen zu stürzen. Hinter diesen Unzufriedenen steht Frankreich, das einst an Rußland viele Milliarden Geld geliehen hat, um Rußland zum starken Militärstaat zu machen, der gegen Deutschland fechten sollte. Nun sind alle diese Milliarden verloren gegangen! Den Franzosen geht es wie anderen Geldgebern auch. Sie sagen: „Wiedersehen macht Freude.“ Darum haben sie einem General Wrangel ihre Unterstützung geliehen zu seinem Kampf gegen die Sowjets. Anfangs ist ihm auch allerhand geglückt. Aber nach dem Krieg gegen Polen haben die roten Truppen sich mit aller Kraft gegen ihn geworfen, und er hat den Krieg und die Heimat verloren. Nur sein Leben hat er gerettet. Man muß es den Genossen in Petersburg und Moskau lassen: sie sind feste Kerle, die sich nicht fürchten und die noch nicht so schnell am Ende ihrer Herrlichkeit sind. Jetzt haben sie sogar mit England und mit Deutschland Handelsverträge abgeschlossen und meinen, der Aufstieg Rußlands beginne und die Welt werde ihnen noch dankbar sein, daß sie die Erlösung aus den Ketten des Kapitalismus gebracht haben. Wer lang genug lebt, wird's ja sehen. Vorerst freut sich der Hausfreund, daß er nicht in Rußland zu leben braucht, sonst müßte er seinen Leibriemen noch enger um seinen sehr dünn gewordenen Bauch schnallen!

Auch die Italiener haben eine Art von Krieg gehabt, der freilich herzlich unnötig war. Der eitle Vaterlands- und Opernheld, der italienische Dichter Gabriel d'Annunzio, hat sich nicht damit abfinden wollen, daß die Stadt Fiume ein Freistaat werden sollte. Er meinte, sie müsse italienisch werden. Und drum hat er sich selbst zum König von Fiume gemacht und einen regelrechten Kampf mit italienischen Truppen geführt, bis er schließlich einfiel, daß auch der dickste Dickkopf nicht durch die Wand kann, und aus Fiume wegging mit dem stolzen Wort, es lohne sich nicht, für Italien zu sterben. Die eitle Komödie des Brühlhanses hat aber doch 30 braven italienischen Jünglingen das Leben gekostet. Es war just um die Weihnachtszeit, und der Hausfreund denkt der Weihnachtsstube in den Familien, deren Söhne nicht wieder heimgeführt sind, und die dem Annunzio gewiß keine Kränze geflochten haben. Der Hausfreund ist froh, daß er die Flüche der unglücklichen Mütter nicht auf seinem Gewissen tragen muß!

Und dann geht's nach Griechenland hinüber, das ebenso wenig hat Ruhe finden können wie sein Nachbar Italien. Die Griechen haben, wie sich der geneigte Leser entfallen wird, einen Diktator gehabt, der sie ganz in die Hände von Frankreich und England hineingerissen hat, den Kreter Venizelos. Der hat geschaltet und gewaltet in dem Land wie ein Pascha. Drum haben es die Griechen schließlich satt bekommen, und als im Herbst 1920 die Neuwahlen zum Parlament waren, haben sie die Venizelos-Partei in den Grundserdsboden hineingestimmt. Der Kreter hat beinahe keine Stimme mehr bekommen und ist schleunig aus Griechenland geflohen, an den Ehrenspornen vorbei, die seine Anhänger ihm schon gebaut hatten, solange sie der Meinung waren, er werde siegen. Dann haben die Griechen ihren alten vertriebenen König wieder geholt, den König Konstantin, den Schwager des Kaisers Wilhelm II. Wieder war es um die Weihnachtszeit, als der König, der inzwischen das Brot der Verbannung in Luzern hatte essen müssen, nach Athen zurückkam, umjubelt von Tausenden und aber Tausenden!

England und Frankreich haben zuerst davon nichts wissen wollen und haben dem Griechenvolk die siedige Gölle in Aussicht gestellt, wenn es wirklich den König zurückrufe, aber sie haben schließlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich ins Unvermeidliche geschickt. Aber der arme König hat gleich nach seiner Rückkehr einen Krieg ans Bein bekommen, an dem eigentlich nicht er selbst, sondern der famose Venizelos schuld ist. Im Frieden mit der Türkei sind Griechenland allerhand Städte an der Küste von Kleinasien zugesprochen worden, die den griechischen Handel mächtig in Schwung bringen sollten. Aber in Kleinasien hat sich eine türkische Regierung gebildet, die sich um den Sultan in Konstantinopel gar nichts kümmert, dafür um so mehr die türkischen Interessen wahrnimmt. Das ist die Regierung des Pascha Kemal in Angora, der der ehemalige Kriegsminister Enver Pascha, ein schneidiger Soldat und Heerführer, dient. Diese Regierung hat, trotzdem der Sultan in Konstantinopel auf Befehl von England sie hat zum Tode verurteilen lassen, erklärt: Wir geben die Städte nicht her. Wenn die Griechen sie wollen, so sollen sie kommen und sie holen. Und nun sind die Griechen gekommen, um sie zu holen. Aber die „Kemalisten“ können auch schießen und zwar besser als die Griechen. Und darum haben die Griechen vorerst heillose „Fänge“ bekommen. Jetzt will der König selbst an die Spitze seiner Truppen sich stellen, um dem Krieg eine andere Wendung zu geben! Aber wird ein Mann das fertig bringen? Der Hausfreund hat beinahe mit Weid die Türken in ihrer tapferen Gegenwehr gesehen. Was kann doch solch ein kleines Volk leisten, wenn es das Herz nicht in die Hosen fallen läßt! Ob es freilich für die Länge seine trotzige Unabhängigkeit bewahren kann, steht dahin. Aber es ist ein Ruhmesblatt mehr in der Weltgeschichte, mag kommen, was will!

Krieg — das hat auch dem stolzesten und siegreichsten Volk der Gegenwart nicht gefehlt, dem englischen Volk. Sie haben ihre böse Laus im Pelz und dürfen noch lange nicht sich eines völligen Friedens erfreuen. Die Iren machen ihnen das Leben gehörig sauer. Dieses tapferere und unerschrockene Volk ist seit Jahrhunderten unter der Knute der englischen Großgrundbesitzer gewesen. Breit und mächtig saß der englische Baronet auf seinem Landgut und lebte „wie der Herrgott in Frankreich“, und der jammervolle irische Bauer hatte ein paar elende Pachtäckerlein, auf denen er sich für seinen Herrn halbtot geplagt hat. Und die Nahrung: morgens Kartoffeln in der Schale, mittags Kartoffeln in der Schale und abends erst recht Kartoffeln in der Schale. Höchstens daß sie noch ein Schwein mästeten und ein paar Hühner halten konnten. Das ist den Iren schließlich über die Hut schnur gegangen. Der „Ire ist auch ein Mensch sozusagen.“ könnte frei nach Schillers Soldatenwort das irische Bekenntnis lauten. Und sie verlangen nicht bloß einen eigenen Landtag, in dem sie ihre eigenen Abgeordneten wählen können, sie verlangen nicht bloß einen Anteil am Grund und Boden, sondern sie wollen jetzt ein freier Staat werden. „Republik Irland“ — das ist ihr Ziel. Da hört man nun nichts von dem Recht der Selbstbestimmung der Völker. Da heißt es mit einem Male, das ist Rebellion. Und gegen die Rebellen marschieren die Truppen des Königs von England. Ein erbitterter Kampf ist entstanden zwischen den „Sinnfeinern“ — so heißen die Kämpfer für die Freiheit Irlands — und dem englischen Heer. Beide Gruppen sind wütend aufeinander und behandeln einander mit ausgefuchter

Grausamkeit. Die Sinnfeiner zünden englische Staatsgebäude an, schießen englische Staatsbeamte nieder und lassen alle Augenblicke irgendwo eine Bombe explodieren. Die Engländer sperren die Sinnfeiner in den Kerker und verurteilen sie zum Tode, wenn sie auf frischer Tat ertappt werden. Aber bis jetzt sind sie nicht Meister geworden über den Geist der Freiheit, der fähig und stark sich aufreht und zur Sonne empor will. Das doch sogar der Bürgermeister von Cork, ein echter Sinnfeiner, im Gefängnis zu London einen freiwilligen Hungertod erlitten um seines Vaterlandes willen, und sein Märtyrertum hat Tausende in den Kampf gerissen. Wer wird Sieger, die englische kaltblütige Zähigkeit, die — wenn es sein muß — Jahrzehnte warten kann, oder dies irische Freiheitsfeuer, dessen Lobe himmelan schlägt? Niemand kann die Antwort geben. Zwei harte Gegner ringen miteinander Brust an Brust. Kann sein, daß da eine Eiterbeule am Körper Englands sich bildet, an der schließlich seine besten Säfte langsam verderben!

Ungemütlich sind in England auch die Arbeiter geworden. Sie haben viel unter Arbeitslosigkeit zu leiden, weil ihre Waren so teuer sind, daß kein Mensch in Europa sie mehr kaufen kann. Und die Vergarbeiter waren mit ihren Löhnen nicht zufrieden, sondern wollen viel mehr, als seither. Da gab es einen Kampf, der schließlich solch eine Leidenschaft annahm, daß es auslah, als ob in England der Generalkrieg ausbrechen sollte. Bisher hat der Minister Lloyd George, der es sehr gut mit den Arbeitern versteht, das Schlimmste verhüten können. Aber Ruhe und Frieden ist noch lange nicht hergestellt. England kann noch allerhand Ueber- raschungen erleben, wenn es nicht bald in bessere wirtschaftliche Verhältnisse kommen kann! Drum ist es dem Hausfreund unbegreiflich, warum es nicht mit uns Deutschen etwas säuberlicher verfährt. Der Hausfreund meint, es käme viel weiter, wenn es wieder zum Handel mit Deutschland käme, statt Deutschland bis zum letzten Pfennig auszuplündern. Kann Deutschland ihm nichts ablaufen, so wird auch der englische Arbeiter nicht auf einen grünen Zweig kommen. Aber vorerst sitzen sie noch hoch auf dem Roß und reiten scharf. Wer scharf reitet, kommt wohl voran, aber er kommt nicht weit. Denn sein Roß wird lahm.

So hat auch die Schweiz sehr drunter zu leiden, daß ihr Franken so hoch im Kurs steht. Im vorigen Sommer hat es einmal ausgesehen, als ob es ein wenig besser werden wolle. Man hat zeitweise für einen Franken „nur“ sieben Mark zu zahlen brauchen. Jetzt aber kostet ein Franken schon wieder 11 und eine halbe Mark. Wer ein Paar Schuhe in Bern kaufen wollte, müßte das schöne Sümmchen von beiläufig 500 Mark bezahlen, und er hätte dann erst nicht etwas so ganz Superfeines, sondern ein Paar tüchtige derbe Alltagsstiefel. Aber eben drum können weder die Deutschen noch die Franzosen noch die Italiener in der Schweiz etwas kaufen, und die Schweizer lamentieren wie nicht geschickte über ihren flauen Geschäftsgang. Wunderliche Welt, die sich gegenseitig zum Verderben verurteilt, weil keiner dem andern über den Weg traut! Die einen verhungern in der Knappheit, die andern ersticken im Fett. Die berühmte Schweizer Uhrenindustrie ist halbtot, weil niemand mehr die vielen Hunderttausende von Uhren kaufen kann. Und wie gern würde der Hausfreund seinem Biblein zur Konfirmation an Ostern eine Schweizer Uhr verehren, wenn er nur könnte! Dort drinnen liegen sie zu Bergen aufgestapelt,

und bei uns kann man keine einzige kriegen! Dem Hausfreund dünkt, als ob die Welt noch nie so nährlich gewesen sei als eben jetzt! Und das heißt sich „Gipfel der Kultur“. Jetzt versteht der Hausfreund, warum ein kluger Mann in der Bibel einmal gesagt hat: „da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden!“

Noch übler dran als wir Deutsche sind aber unsere österreichischen Brüder. Ihre „Krone“ ist bald keinen Heller mehr wert. Drum haben sie den Entschluß gefaßt: Wir müssen uns mit Deutschland zusammenschließen, sonst sind wir verloren! Wie aber die Franzosen das hörten, sind sie schief aus dem Häuslein gekommen. Das wäre noch schöner! Ein Deutschland vom Rhein bis an die Grenze von Ungarn. Da würde der gefährdete französische Schlaf am Ende ganz verschwinden vor lauter Unruhe über einen neuen Krieg Deutschlands mit Frankreich. Und wieder hat man ganz vergessen, daß feierlich und groß das Recht der Selbstbestimmung aller Völker proklamiert worden ist. Jeder darf bestimmen, der Slowak und der Tscheche und der Kroat und der Serbe, aber beileibe nicht der Deutsche! Vielleicht deswegen, weil der Deutsche im Grund genommen kein Mensch ist, sondern eine Art von Raubtier, das man im Käfig halten muß, damit er niemand beißt. Kurzum, die Entente hat erklärt: „Wenn ihr darüber abstimmen laßt, ob ihr zu Deutschland gehören wollt, so lassen wir euch verhungern, wir geben euch keine Nahrungsmittel und keinen Kredit mehr. Dann könnt ihr sehen, wer euch aus dem Schlamm hilft.“ Die österreichische Regierung ist sofort zu Kreuz gekrochen, wie sie das gehört hat. Aber nicht die österreichischen Völker. Zuerst hat Tirol, dann Salzburg — ganz ohne behördliche Anordnung, einfach aus dem eigenen tiefen Drang des Herzens heraus — abgestimmt und man kann wohl sagen: beinahe einstimmig, zu 99 Prozent, haben sie gerufen „hin zu Deutschland“. Helfen wir's freilich zuerst nicht viel. Denn die Gegner erlauben es nicht, daß dieser Anschluß zur Wirklichkeit wird. Aber die ganze Welt soll es sehen, mit welcher Brutalität die „Verbündeten“ den Deutschen vorenthalten, was ihr gutes Recht ist nach der feierlichen Proklamation, die einst dieselbe Entente losgelassen hat. Dies weltgeschichtliche Unrecht muß an den Pranger der Weltgeschichte geschlagen werden. Geduld, ihr deutschen Brüder in Oesterreich! Wir halten eure Hände dennoch in den unferen!

Der Nachbarstaat von Oesterreich — Ungarn — hat ein wunderliches Abenteuer erlebt. Gerade in der Woche nach Ostern ist mit einem Male der frühere Kaiser Karl von Oesterreich in Ungarn aufgetaucht, und er hat gemeint, die Ungarn nehmen ihn geschwind als König. Einige Soldatenabteilungen haben ihm zugejubelt, aber das ungarische Volk hat sich sehr kühl verhalten. „Ja, wir wollen einen König. Aber wir wollen ihn uns selber aussuchen,“ haben sie gesagt. Und der Kaiser Karl hat wieder zurückfahren müssen in die Schweiz, von der er gekommen war. Er gehört auch zu denen, die nicht warten können, bis der Apfel reif ist. Grüne Äpfel machen Bauchweh!

Zwei anderer ehemals gekrönter Häupter muß der Hausfreund noch gedenken. Es sind zwei Frauen, die beide einen in der ganzen Welt gekannten Namen getragen haben. Zwei frühere Kaiserinnen. Sie sind in diesem Jahr in die Ewigkeit hinübergerufen worden. Die eine ist uralte geworden, so alt, daß man sich ge-



Die Liebestätigkeit der Quäker in Deutschland.

Die Quäker waren die ersten Angehörigen feindlicher Völker, die nach dem Waffenstillstand dem ausgehungerten Deutschland Hilfe brachten. Ihnen ist es zu danken, daß das Kinderelend, das die Sterbeziffer erschreckend in die Höhe schnellen ließ, eingedämmt wurde. Die von ihnen organisierte Kinderpeisung wurde Tausenden von Kindern zur Rettung. Nunmehr nehmen sie sich auch der wirtschaftlichen Not der deutschen Studenten an. In Berlin allein erhalten etwa 1100 minderbemittelte Studierende der Hochschulen für 1.50 Mark täglich ein einfaches, aber kräftiges Mittagmahl. Unser Bild zeigt die Speisung von Studenten in der Aula der Technischen Hochschule in Charlottenburg.

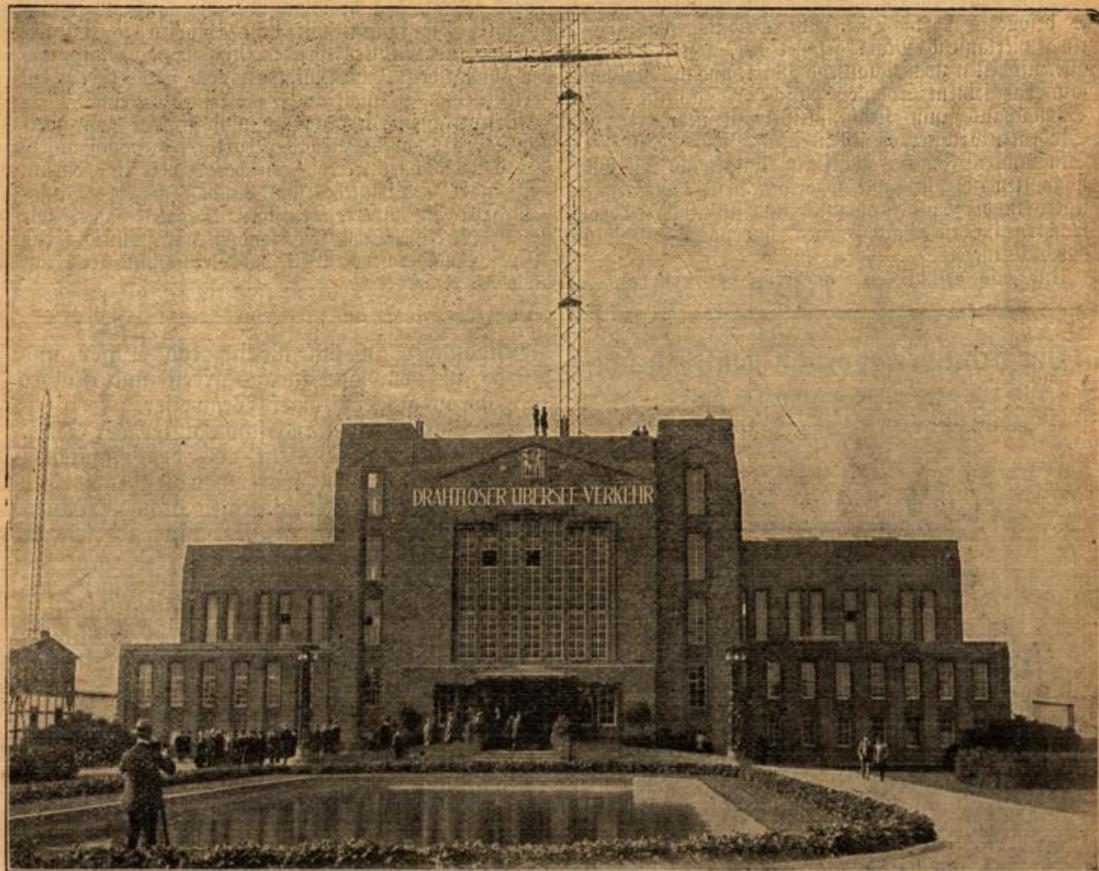
fragt hat bei ihrem Tod: Was? die hat noch gelebt? Es ist die Kaiserin Eugenie von Frankreich, die Gattin von Napoleon III. Sie hat zu den unheilvollen Ränke-spinnerinnen gehört, die am Krieg 70/71 schuldig waren, und wir Deutschen haben sie nie geliebt, wenn wir auch an ihrem schweren Schicksal mit stiller Achtung vorübergegangen sind. Hat sie doch ihren Mann in der Verbannung sterben sehen und dann erleben müssen, daß ihr einziger Sohn unter den Speeren der Zulu-kassern in Südafrika erlegen ist. Aber nun hat sie in ihren letzten Lebensjahren doch einen Triumph erleben dürfen, den niemand ihr prophezeit haben würde: sie hat den Enkel des Siegers von Sedan ins Exil fliehen sehen und den Zusammenbruch des stolzen Deutschen Reiches, das einst ihr geliebtes Frankreich niedergeworfen hatte, erleben können! Sie ist ins Grab gestiegen mit dem Gefühl der erreichten Rache. Mag sie! Sie steht und fällt dem Herrn der Weltgeschichte. Die andere Frau, die auf einem ebenso herrlichen Kaiserthron saß, aber hat nie sich in die Händel der Völkerschaften hineingemischt. Sie hat nie etwas anderes sein wollen als eine echte Frau und eine echte Mutter. Das war unsere deutsche Kaiserin Augusta Viktoria, die nach langem qualvollen Leiden in Doorn in Holland bei ihrem Gatten verschieden ist. Eine Frau, deren Größe ihr treues Herz war und über deren Leben man das Sprüchlein von der „Liebe“ schreiben kann, „die alles trägt, alles glaubt, alles hoffet und alles duldet!“ Dem Hausfreund tut das Herz weh, wenn er ihres harten Schicksals gedenkt, und doch ist er wieder stolz bei dem Bekenntnis: die deutsche Kaiserin

hat ihr Los getragen mit der Stille eines starken Glaubens, und der Kranz der Ueberwinder schwebte über dem weißen Haar, das einst das Diadem der deutschen Kaiserin getragen hat. Es ist dem Hausfreund wie ein Sinnbild des deutschen Duldens in der Stille, und er hofft, daß viele Hunderttausende, die über den Heimgang der edlen Frau getrauert haben, aus ihrem Lebenskampf etwas gelernt haben von der Hoffnung, die über den Tod hinausgreift!

Die tut uns freilich gewaltig not. Denn was wir in der Gegenwart sehen und haben, ist schmerzlich genug. Auf der einen Seite ein Volk, das immer tiefer in bodenlose Armut hinabgleitet. Wir können nicht einmal Häuser bauen für unsere rasch anwachsende Bevölkerung. Viele Tausende von jungverheirateten Paaren können gar nicht beieinander wohnen, sondern sind voneinander getrennt, weil die junge Frau bei ihren Eltern bleiben muß und der junge Mann irgendwo eine möblierte Klause bezogen hat. Viele Tausende von Wohnungsuchenden in allen Städten! Und es hat dem Hausfreund das Herz durchschnitten, wie er vor kurzem einen hervorragenden Parlamentarier hat sagen hören: „Wir müssen alles, was wir fabrizieren, ins Ausland abführen, um unsere Riesenschulden zu bezahlen. Es kann dahin kommen, daß wir Millionen von Kleiderstoffen und Feinwand und Baumwolle und Wolle, die wir verarbeitet haben zu Hemden und Anzügen, in die Völkervelt hinausliefern und selbst in Lumpen, abgerissen und kümmerlich geflickt, herumlaufen.“ Und was wir hören über das Los unserer heranwachsenden Kinder, ist zum Verzweifeln. Rachitis

und Tuberkulose fressen an den Kleinen, die ein kummervolles Geschlecht zu werden drohen. Man sperrt sich gegen diese Armut, in echtem deutschen Stolz. Man hält sich sauber, so lang man kann. Aber von Woche zu Woche wird es deutlicher, daß der Mangel sich auch an unserer äußerlichen Erscheinung ausdrückt. Der Strohhut, den der Hausfreund diesen Sommer trägt, würde vor zehn Jahren nicht einmal mehr von einem Handwerksburschen aufgesetzt worden sein. Und wenn jetzt auch die meisten Lebensmittel „freigegeben“ sind, sie sind nicht minder rar. Denn wer kann sie kaufen? Fleisch kostet mindestens 12 Mark das Pfund. Was soll da ein Familienvater machen, dessen Tisch von vier oder fünf hungrigen Kindermäulern umsäumt wird? Da heißt es halt wie beim Hausfreund: „Kinder, Bohnen und Erbsen sind ein gutes Essen. Seid froh, daß ihr das habt. Das Fleisch aber müßt ihr euch denken.“ Und Eier, die in den Städten unter einer Mark und 70 Pfennigen nicht zu haben waren? Oder die Milch, die man „hintenherum“ mit 3 bis 4 Mark pro Liter bezahlt? Da müßte einer ein Krösus sein, wenn er sich und seine Familie ernähren wollte, so wie zu Friedenszeiten ein einfacher Tagelöhner etwa gelebt hat!

Das ist die eine Seite. Und die andere Seite? Sie ist noch kummervoller. Denn das ist das Geschlecht der Schwelger und Genießer. Es ist traurig zu sagen: es gibt auch jetzt noch Leute, die alles haben und sich alles leisten, die im Auto die größten Vergnügungsfahrten machen und abends die feinsten Weine torb-vollweise auf den Tisch stellen lassen. Sie fragen nichts danach, ob eine Flasche Wein zweihundert Mark kostet oder ein neues Kleid für die Hausfrau zwanzigtausend Mark. „Wir haben's ja!“ Der Hausfreund steht nicht an, dieses Gefindel die eigentlichen Vaterlandsfeinde zu nennen. Denn sie sind's, die uns im Ausland den schlimmsten Namen machen. „Die Deutschen heulen die Welt voll, dabei schlemmen sie wie die Tollen,“ so heißt es in den französischen Zeitungen. Und diese gedankenlosen Burschen mit ihrer sinnlosen Verschwendung sind es, die in unserer Arbeiterwelt die große Erbitterung hervorrufen: „Die wissen nicht, wie sie ihr vieles Geld ausgeben sollen, und wir müssen darben!“ Kein Wunder, wenn einem da die Galle überläuft. Der Hausfreund meint, jeder anständige Deutsche müsse dieses Pack verachten, daß ihm der Boden unter den Füßen heiß wird. Wir haben wirklich keine Zeit



Ein Triumph deutscher Technik.

Der Versailler Friede beraubte Deutschland seiner Ueberseeabel; um diesen Verlust auszugleichen, baute die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie mit Unterstützung der Reichsbehörden und weitester Kreise der Industrie die Großfunkstation Nauen weiter aus. Der nunmehr erreichte Aktionsradius beträgt 20000 Kilometer, umfaßt also annähernd die Hälfte der Erde. Der Erweiterungsbau wurde am 29. September 1920 in Gegenwart des Reichspräsidenten, der Reichsminister Diesbarts, Dr. Gehler und Dr. Scholz sowie anderer führender Persönlichkeiten eingeweiht. Unsere Abbildung zeigt die Vorderseite des gewaltigen neuen Baues mit einem Masse zur Ausgleichung der Temperatureinflüsse auf die Antennen.

zum Lustigsein. Ernst muß her — sonst ist es aus mit uns.

Aber der Hausfreund möchte mit dieser trübseligen Betrachtung seine Weltrundschau nicht schließen. Ein paar Lichtblicke sieht er doch durch die finsternen Wolken hindurchkommen. Ein solches Lichtlein ist von Amerika gekommen: dort wird Riesiges getan für die armen Landsleute in Deutschland und Oesterreich. Milliarden sind herübergeströmt an Liebesgaben. Vor allem haben die Quäker sich hervorgetan in dem Liebeswerk. Sie haben in allen großen Städten eine „Quäkerpeisung“ eingerichtet. Die unterernährten Kinder, ohne Unterschied des Ranges und des Standes ihrer Eltern, dürfen morgens um 10 Uhr leckere Weißbrötchen, köstliche Suppen, dicke Schokolade und Butterschnitten essen. Es ist ein wunderlieblicher Anblick, wenn die „Suppenschlüsselgarde“ mit ihren Blechschüsseln und ihren Böfeln und Gabeln anrückt und dann die Augen blinken und die Backen rot werden bei den gedeckten Tischen. Und der Bub des Schreiners sitzt neben dem Buben des Regierungsrats, und keiner guckt den andern darum an! Die Studenten in den Universitätsstädten bekommen von den Quäkern ein gutes Mittagessen gereicht für ein paar Pfennige. Denn die Studenten haben es besonders hart. Das selbe Studium, das früher etwa viertausend Mark gekostet hat, kostet jetzt zum allermindesten zwanzigtausend Mark, und welcher Vater kann das seinem Sohn ermöglichen? Da heißt es, den Schmalhans zum Küchenmeister zu nehmen! Viele Studenten arbeiten in irgendeinem Berufe neben ihrem Studium. Sie gehen zu einem Anwalt als Schreiber, sie spalten Holz, sie haben sogar den Besen des Straßenfegers in die Hand genommen und sind mit den Holzmachern in den Wald gezogen, nur um ihr Studium durchzubringen!

Und das bringt den Hausfreund auf ein anderes

schönes Kapitel im deutschen Volksleben. Das ist die deutsche Arbeitsamkeit. Das Bummeln, das nach dem Krieg anfang, ist gründlich verschwunden. Der Deutsche kann die Hände nicht in den Schoß legen. Wer mit der Eisenbahn fahren muß — der Hausfreund beneidet ihn nicht bei den schrecklichen Fahrpreisen — hat gewiß zu seinem Wohlgefallen gemerkt, wie pünktlich die Züge gehen. Auf die Sekunde! Die Eisenbahner sind flott auf ihrem Posten. Und so geht es auch in den Fabriken und in den Handwerkerstuben. Wer Faulenzen will, der fliegt! Aber ein Volk, das mit seiner Faust bei seinem Wert steht, ist nicht unterzukriegen.

Und noch eins: der deutsche Geist lebt auch noch. Da hat man uns die Kabel genommen, das sind Telegraphendrähte, die auf dem Meeresboden laufen. Mit Hilfe dieser Kabel allein konnte man sich mit den Völkern jenseits unserer Küsten verständigen. Und die Kabel haben wir hergeben müssen, weil man uns hat abschneiden wollen von allen anderen Völkern. Und siehe da! Jetzt haben wir etwas anderes gebaut. Man kann ja auch ohne Telegraphendraht telegraphieren. Das hat der Italiener Marconi seiner Zeit erfunden. Drum haben die Deutschen in Nauen ein riesiges Werk gebaut, das drahtlos über die ganze Welt hin spricht! Wir können mit den Chinesen so gut wie mit den Argentinern sprechen, und niemand kann uns da abschneiden! Ein Volk, das noch solche Großtaten fertig bringt, ist nicht am Ende seines Lateins.

Drum lassen wir den Kopf nicht sinken. Wir werden es hart haben, furchtbar hart. Aber auch unsere Faust wird hart werden von der Arbeit und darum riesenstark. Wir stehen am Amboß wie der Jung-Siegfried in unserer deutschen Sage — aber wir schmieden keine Schwerter, sondern wir schmieden das Deutschland der neuen Welt, das Deutschland der Kraft und des Feuers!

Der Schnitzsepp von Hinterzarten.

Eine Schwarzwaldnovelle
von Wilhelm Fladt, Freiburg i. Br.



ine leibhaftige Gräfin war gestern mit dem Postwagen nach Hinterzarten gekommen. Der Jakob vom „Schwarzen Adler“ hatte sie von allen Seiten betrachtet.

„Nicht bi Gott wie ein ander Wibervolk!“ brummelte er kopfschüttelnd als Ergebnis seiner

Feststellungen in sich hinein, lud Koffer und Körbe in den Hansknechtstarren und stapfte nun voran als einsilbiger Wegweiser.

Die Adlerwirtin stand schon unter der Türe. Die Pluderärmel, die ihr aus dem samteneu Nieder hervorschauten, waren von blendendweißer Frische und über dem faltigen blauen Wälderrinnenrock trug sie die grünrotschillernde seidene Sonntagsschürze.

„s ischt uns eine Ehr, Frau Gräfin!“ bewillkommnete sie bieder die neuen Kurgäste und führte sie sogleich nach den drei properen Stuben, die im zweiten Stock bereits für die Ankömmlinge hergerichtet waren.

„Ach sieh doch, Mutti, die reizenden Blumen!“ freuten sich die zwei Kleinen mit den bleichen Stadtgesichtern, als sie im behaglichen Wohnstüblein Umschau hielten.

„Des sind Silberdichtle!“ belehrte die freundliche Wirtin. „An de Berge do um gibt es die!“ „Und welch herrlicher Blumentopf!“ entschied kunstfreudig das größere der beiden Grafentöchterlein.

Die Wirtin wurde ein wenig rot. Es war nur ein blauer bauchiger Sauermilchhasen, an dem der Henkel abgebrochen war.

„Mutti! Lore! Lotte! Marie! Wie ist das aber hübsch!“ freuten sich die immer neue Herrlichkeiten entdeckenden Töchterlein und standen bald vor einer behäbigen Schwarzwaldtruhe, bald vor der munter ticktackenden Pendeluhr.

Die Marie aber tauchte stumm die Rechte in den zinnernen Weihwasserkeßel, der neben der Stubentür hing, machte sich mit unbeirrbarer Selbstverständlichkeit ein Kreuzlein auf die Stirn und bekreuzte dann ebenso die beiden kleinen Mädlein.

Fragend schauten die bald auf die Marie, bald nach der Mutter hinüber. Aber freundlich lächelnd nickte diese ihren zwei Töchterlein zu und ließ es willig geschehen, daß die Marie auch ihr mit dem Daumenfinger ein Kreuzlein auf die Stirne machte.

„So hemmer's daheim allewil g'halte,“ erläuterte die Marie, „wemmer 's erschtmol in a fremd's Hus kumme sin!“

Die schöne Gräfin strich mit wohlwollender Billigung ihrer schlanken, hübschen Jungfer über die Wange: „Brav so, liebe Marie!“

Der Graf Johannes von Wildenede war vor zwei Jahren ob eines etwas sonderbaren Liebeshandels im Duell gefallen. Daraufhin hatte sich seine Witwe aus der Gesellschaft zurückgezogen und war mit ihren beiden Töchterlein auf Reisen gegangen, um so aus Klatsch und Tratsch ihrer kleinstädtischen norddeutschen Heimat herauszukommen. Dabei hatte sich auf einer Raft in Freiburg drüben ihre bisherige Jungfer eine unbedeutende Verletzung zugezogen. Es trat Blutvergiftung ein, und trotz der sorgsam und liebevollen Pflege in der berühmten Freiburger Klinik war das blühende Mädchen in drei Tagen tot.

Die Gräfin sah sich nach einer andern Jungfer um, und dabei fiel ihre Wahl auf ein blutjung Ding, die Marie Hurtiger, eine Hilfspfleglerin in der Freiburger Klinik, deren sorgsame Hände und stets sonnige Art sie am Krankenbett ihrer seitherigen Jungfer immer bewundert hatte.

Die Marie Hurtiger mit ihrer ungezwungenen Natürlichkeit brachte Frische und Frohsinn mit sich. Mit Wohlgefallen stellte die Gräfin Leonore von Wildenede dies an ihrer eigenen freieren Stimmung und am freundigen Aufleben ihrer zwei Mädlein fest.

Trotzdem es eine echte richtige Gräfin war, mit echten, richtigen Grafentöchterlein, wenn sie mit ihrer neuen Jungfer talauf oder talab schritten, dann drehten sich die Hinterzartener Mannenwölfer und Wiberwölfer eher nach dem gertenischlaufen, rotzopfigen Mädlein in der breiten Kaiserstühler Haube heram, als nach den dreien, von denen die Sage ging, es hätte jedes immer ein weißes Nastuch bei sich, auf das eine Krone mit neun Zacken gestickt wäre.

Die Marie Hurtiger war denn auch ein bild-

hübsch Mädlein: frische rote Backen, helle frohe Augen — und gar, wenn sie mit ihren zwei Grafentöchterlein auf einer Bergwiese herumtollte, daß unter der schwarzen Trachtenhaube die zwei goldblonden Zöpfe flogen, da war's kein Wunder, daß auch sie und da ein Hinterzartener Wälderhub nach ihr hinüberschielte.

Besonders hinten in Erlenbruck der Schnitzersepp, der konnte es immer kaum erwarten, bis wieder das rotzopfige Kaiserstuhlmädlein mit den zwei Kindern vorüberkam, die ihr stets lachend und schäkernd, eins hüben, eins drüben, am Arm hingen. An dem Tag war's dann doppelt sonnig in Erlenbruck.

Aber achtlos ging die Marie Hurtiger vorüber und achtete nicht der aufleuchtenden Augen, die ihr stets aus dem kleinen Schnitzerhäuslein nachfolgten.

Einmal war der Schnitzersepp besonders glücklich, als die drei bei den Stämmen vor seinem Fenster Raft machten und bei seiner Mutter drei Gläser Frühstücksmilch kauften und nun, keck und froh auf dem Holzberg vor dem Häuslein sitzend, lustig sich labten. Jede Bewegung der schlanken Kaiserstühlerin sog er förmlich in sich hinein.

Auf dem obersten Holzstamm trieb im Jugendübermut die kleine Lore von Wildenede Seiltänzerkunststücke. Das Milchglas balancierend, tänzelte sie hin und her und wiegte grazios die feine Gestalt in den Hüften. Aber auf einmal kollerte das Milchglas den Wiesenhang hinunter, und die Balancierkünstlerin steckte mit einem Fuß zwischen zwei Holzstämmen. Es gab erst ein wenig einen Schreck, — aber es war nicht so schlimm, als es aussah. Nur hatte sich durch den Fall der linke Fuß des kleinen Fräuleins so zwischen zwei Holzstämmen geklemmt, daß es weder vorwärts noch rückwärts ging, so sehr auch die drei sich mühten.

„Mit dem Quege isch nix dua!“ schalt die Jungfer zum Schnitzersepp hinüber, der erschrocken aus dem Fenster auf die Szene starrte. „Komm emol rus un leg Hand an, du Hans-guck-in-die-Luft!“

Aber er kam nicht, vielmehr kam auf sein Rufen seine Mutter und half, das erschrockene Kind aus seiner eigentümlichen Lage zu entfernen. Zum Glück war es ohne Verletzung abgegangen; nur der feine Mädchenstiefel war etwas zerschunden.

„Wa ischt au des für ein überzwerch Mannevolk, daß er nit kummen ischt?“ fragte, etwas geringschätzig nach dem Fenster hinüberdeutend, die Marie die hilfsbereite Bäuerin.

Da traten der Frau die Tränen in die Augen. Bestürzt sah es die Marie Hurtiger.

Es klärte sich auf. Vor fünf Jahren hatte es heim Holzfällen dem Schnitzersepp beide Beine über dem Knie abgedrückt. Seither saß er tags-

über zwischen Schmerzen und ein wenig Schneefleckenarbeit am Werkisch, den sie ihm des Lichts und der Aussicht und Unterhaltung wegen aus Stubenfenster gerückt hatten.

Hans-guck-in-die-Luft! — Er mußte es ja gehört haben. Und sicher hat es ihm weh getan — dem armen Kerl! — Sie hat ja nichts Böses sagen wollen, sie hat ja nichts davon gewußt. Der Marie Hurtiger war es, wie wenn ihr etwas Raues in der Kehle säße, — das ging nicht herauf und nicht hinunter. So etwas wie Mißmut kam über sie. Schnell entfernte sie sich mit ihren zwei Böglingen talwärts. Etwas scheu nickte sie im Fortgehen einen fast erschrockenen Gruß nach dem Fenster hinüber. Sie konnte kein Wort dazu sagen. Die Kehle war ihr wie zusammengeschnürt.

Am andern Morgen machten die zwei Grafentöchterlein mit ihrer Marie einen etwas weiten Spaziergang zum Silberberg hinüber. „Weil es dort die schönsten Blumen gäbe,“ hat die Marie gesagt. Und sie banden denn auch einen großen Strauß, und da sie der Heimweg zufällig über den Erlendbrunn führte, durften die zwei Schwesterlein die Blumen dem Schnitzer bringen, der immer am Fenster saß, wenn sie vorübergingen. Die Marie wartete derweil außen am Häuslein auf der Bank.

Der Schnitzersepp hatte sie nicht kommen sehen, denn sie waren den Weg über die Matte hinterm Haus herabgekommen, und wunderte sich deshalb groß, wie auf einmal die zwei feinen Grafentöchterlein in seiner Werkstube standen.

„Guten Morgen, lieber Herr!“ hub die beherztere Lore an. „Wir haben Ihnen auch einen schönen Blumenstrauß mitgebracht!“

„Ha, das ist aber sölli nett!“ freute sich der Schnitzersepp. „Ja! — Bu wem ischt an der Schtrauß?“

Die zwei Mädchen schauten sich einander an. „Von uns!“ beeilte sich aber gleich die flinke Lore weisungsgemäß zu antworten.

„Mama ist zu Hause!“ glaubte aber die kleine Lotte erläutern zu müssen. „Wissen Sie, sie ist immer so müde!“

Da nahm der Schnitzersepp den Strauß mit beiden Händen und vergrub ein Weilchen die aufleuchtenden Augen darein.

Dann aber gab's ein verwundert Schauen über den Werkisch des Schnitzers hin. O wie da die zwei Mädglein jubelten und freudejauchzend in die Hände klatschten, wenn sie wieder was neues Schönes entdeckten. Und als ihnen der Schnitzersepp kosend über die Blondhärlein strich, da wurden sie immer zutraulicher — und der Schnitzersepp ward immer gesprächiger.

Er erzählte den aufhorchenden Mädchen, warum er keine Füße mehr habe, und wie er drum immer in einem besonderen Stuhl hier am Fenster sitze und Figürlein schnitzle.

„O, wir bringen Ihnen jeden Tag Blumen!“ versicherte in edlem Mitgefühl die kleine Lotte.

Ein wehmütig Lächeln huschte über die Züge des Krüppels.

„Augen emol!“ verwischte er gleich seine schmerzliche Stimmung und holte aus einem Schubfach seines Werkisches zwei allerliebste geschnitzte Döschen. „Eins für die Lore! — Eins für die Lotte!“

Auf dem einen Döschen saß auf einem Tannenzapfen ein braunes Bergmännlein und kitzelte mit einem Grashalm ein grünes Eidechsenlein an der Nase. Auf dem andern tanzte auf einem Teichrosenblatt ein silberweißes Waldbeslein, dem ein verwunderter Grasfrosch blinzeln zuschaute.

Am Nachmittag — ei, wie leuchtete es im Schnitzersepp auf, als er von Erlendbrunn herauf vier Gestalten kommen sah. Zwei jubelnde Mädchen stürmten voraus.

Lange saßen sie beieinander in der Schnitzerstube und die Frau Gräfin wußte gar angelegentlich über Heimatkunst zu plaudern. Eine kleine Schmucktruhe sollte er ihr schnitzen, ganz nach seinen eigenen Ideen; hundert Gulden dürfe sie kosten.

„Mutter! Hundert Gulde!“ sagte freudig der Schnitzersepp zu seiner Mutter, als die Gäste fort waren. „Hundert Gulde! — Und jede Dag kumme sie!“

Das scharfe Auge der Mutter hatte es bald erkannt, daß die Freude über die hundert Gulden die mindere war. Aber sie freute sich im stillen mit ihrem Bub.

Schon am andern Morgen hub der Schnitzersepp an, Holz und Schnitzzeug zum neuen Werk herzurichten. Aber zwischenhinein schaute er immer wieder die Straße hinunter. Und sie kamen, zwar nur drei; aber die mit der breiten Haube und den zwei goldblonden Pöpseln war dabei. Und Sonne war im kleinen Schnitzerstüblein.

Von Bergkobolden in Felsenritzen und Waldelfen im mondglitzernden Tannenwald erzählte der junge Künstler den aufhorchenden kleinen Mädchen; von zauberwebenden Rheinnixen, von tatenkühnen Rittern und stolzen Edelfräulein auf versunkenen Kaiserstuhlschlössern wußte die Marie zu sagen und zu schildern.

Mit freudigen Augen beobachtete der Schnitzer das anmutige Bild, wie die zwei Mädchen horchend sich an ihr Fräulein schmiegeten. Wie das leibhaftige Heimatmärchen kam sie ihm vor, als sie mit eindrucksvoller Miene und wohlgemessenen Hand- und Kopfbewegungen ihre Schilderungen belebte. Unwillkürlich hatte er ein Blatt Papier ergriffen und die anmutige Szene festgehalten.

Dann aber, als sie fort waren, ging's an ein fleißig Zirkeln und Rüsteln und Entwerfen. Als andern Tags die Gräfin kam, fand er für seine Idee ihren vollen Beifall. Oben auf dem Deckel das Heimatmärchen, wie es den horchenden

Kindern erzählt, an den Seiten ringsherum Bergfobolde und Mondnachteln, Rheinrizen und Waldfeen, Edelfräulein und Ritterhelden, Kaiser und Grafen.

Fast alle Tage kamen sie, und auf dem Werk-tisch in der Schnitzerstube stand stets ein frischer Blumenstrauß.

Dann und wann tummelten sich die Kinder draußen im Hofe. Dann wob im kleinen, son-nenhellen Stüblein ein leises Märchen Goldfäden hinüber und herüber zwischen zwei jungen Her-zen, lind und sacht wie Mondeszauber in der Maiennacht.

Dann wieder schickte die Grä-fin dem wiß- und lernbegierigen jungen Schnitzer ein schönes Buch, und es war seine größte Freude, wenn ihm Marie Hur-tiger mit ihrer klaren, aus-drucksvollen Stimme daraus vorlas. Was die Dichtung Hohes und Schönes ge-schaffen, fand damit einen Weg in die Seele des unverborenen Schwarz-waldsohns, dessen Gemüt noch unbeirrt war von dem Dünkel stadt-pflastriger Schulweisheit. Eine feinninnige Leite-rin fand er dabei in Marie Hurtiger. An ihrer Hand wandelte er bald in den Höhen Goethescher Firnenklarheit, bald in den blumigen Auen Ahlandscher Träume; mit ihr hob er sich empor zu Schillers Idealen, mit ihr drang er in die Geisteswelt seines Landsmanns Johann Peter Hebel. Eine besondere Freude aber erwuchs ihm, als ihm die Gräfin eines Tages Scheffels „Etle-hard“ auf den Tisch legte, jene wundervolle Dich-tung aus badischer Heimatflur, die eben erschienen war und sich bereits viele Herzen erobert hatte.

Mit achtzehn Jahren hatte er einmal mit seinem Großvater eine Reise an den Bodensee und den Rhein machen dürfen, um dort Holz zu kaufen. Und nun tauchten, dichterisch verklärt und belebt, alle jene Gegenden wieder vor ihm auf. Und all diese frohen Erinnerungen konnte er mit Marie Hurtiger austauschen, die von der Gräfin Erlaubnis erhalten hatte, allabendlich

eine Stunde hinauszugehen nach dem Erlenbruck, dem bildungsbedürftigen jungen Mann vorzu-lesen. Keines sprach davon — und er selbst hatte es beinahe vergessen, daß er ein armer Krüppel war, der keine Beine hatte.

Hinterm Haus stand unter einem Nußbaum eine Bank. Neben die war gewöhnlich Sepps Stuhl gerückt. Dort saßen sie geschwisterlich beieinander, sie lesend, er lauschend. Um ihr beim Abschied zu danken, hielt er manchmal länger als nötig ihre feine, schlanke Hand in der seinen.

Von Tag zu Tag schritt die Schnitztruhe der

Gräfin mehr der Vollendung entgegen. Aber auf das sorg-samste schloß der Schnitzer sie immer wieder weg; es sollte sie niemand sehen, bevor sie fertig war Selbst die Mut-ter nicht; aber sie beobachtete ihn einmal heimlich, wie er mit leuchtenden Augen das bei-nah vollendete Werk betrach-tete und wie er liebevoll mit der Hand dar-überstrich.

Dann aber war das Werk fertig. In der Mitte der Stube



Auf dem einen Bischen sah auf einem Lannenzapfen ein braunes Bergmännlein.

stand auf einem Tischlein die Truhe, sorgsam überdeckt mit der Mutter seidenem Fürtuch, als erwartungsvoll die Gräfin mit ihren Töchtern und ihrer Jungfer erschienen. Selbst die Mutter durfte jetzt erst schauen. Und selbst sie konnte einen Auf der Bewunderung nicht unterdrücken, als die Hülle fiel.

„Ach, da ist ja die Marie!“ jubelte Lotte. „Und hier die Mama! Wie hübsch! Fast noch hübscher wie Mama sonst ist!“ freute sich Klein Lore.

„Welleweg!“ bekundete gar noch die alte Frau Thoma, des Schnitzersepps freundliche Mutter. „Do hett er jo mich aldi Frau no in de Ofen-winkel g'jekt!“

Sogar die Lore und die Lotte waren drauf. Die Marie beugte sich tief nieder auf das Käst-chen, daß man das Rot nicht sah, das ihr bis unter die Goldhaare kroch. Oben auf dem Käst-chen saß auf einer Felsenwand das Heimat-märchen, eine schlanke, liebe Gestalt, hatte eine

breite Goldhaube auf — wie die Marie eine schwarze —, hatte zwei dicke schwere Böpfe — wie die Marie — und hatte ein feines Gesicht mit großen, sinnenden Augen — wie die Marie — und sah auf und nieder der Marie gleich.

In warmer Anerkennung schüttelte die Gräfin dem jungen Dorfkünstler die Hand. Und die Marie — als die andern schon draußen waren — sah ihn still und tief in die fragenden Augen und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. Da war sie auch schon verschwunden.

Dem Schnizersepp aber kam es plötzlich — ganz plötzlich — in den Sinn, daß er ja keine Beine habe. Da sank er mit dem Kopf vornüber auf den Berkfisch und weinte bitterlich.

Sie mußten in der Nacht den Doktor holen. Ein wildes Fieber hatte den armen Menschen gepackt. Erst am andern Mittag verließ es ihn, als die Marie kam, neben seinem Bette saß und schweigend seine Hand in der ihren hielt. Wie ein säufziger, erlösender Strom ging es von ihr zu ihm hinüber. Als sie beim Fortgehen seine Hand sanft auf die Bettdecke zurücklegte, schlug auf einmal der Kranke die Augen auf und sah verwundert ein Gesicht über sich, das — das — und jäh streckte er seine Arme in die Höhe, schlang sie um den Mädchenhals — und — Gesicht an Gesicht — weinte er bitterlich.

Sanft redete sie auf ihn ein und versprach, bald wiederzukommen.

Er war arg elend, als sie am nächsten Tage kam; aber ein Leuchten zog über sein müdes Gesicht, als sie bei ihm saß. Als sie fortging, holte er unter dem Kopfkissen etwas hervor.

„E Kleins Andenke — an de — Schnizersepp! — wenn er emol — nimmi — do isch!“ sagte er schwer atmend.

Ein geschneites Döschen war es — und ein schmales Goldringlein lag drin — und ein Zettelchen. Und auf dem Zettelchen stand mit zitteriger Schrift:

D dürft' ich dich in heißer Lieb' umfassen,
An deinem Herzen stillen mein Verlangen!
Allein das Schicksal hat mir eines nur gelassen,
In heil'ger, schöner, treuer Liebe dich geistig zu umfassen.

Als sie an jenem Abend voneinander schieden, fanden sich ihre Lippen zu langem, innigem Kuß. Und die Seligkeit dieses Augenblickes blieb wie ein andernweltig Leuchten auf des Kranken Zügen, bis in der Nacht das Fieber kam.

Man sah, wie der Kranke von Tag zu Tag zerfiel. Die Kunst des Arztes war machtlos.

Auf dem Friedhof zu Hinterzarten ist ein schlichtes Grab. Jedes Jahr zur Spätsommerzeit liegt aus Heideröslein und Silberdisteln ein frischer Kranz drauf. Und wenn ihr einmal ein alt weiß Mütterlein an dem Grabhügel stumm betend stehen seht, das ist die Marie Hürtiger.

frische fische — gute fische!

Von Karl Hesselbacher.

So lautet ein altes deutsches Sprüchlein. Es ist ein gutes Sprüchlein. Denn es sagt dasselbe, was einmal ein Bibelwort gesagt hat: „Was du tust, das tue bald!“ Nur was man gleich in der ersten Freudigkeit anpackt, wird ein gut Stück Arbeit. Die Zauderer, die erst eine halbe Stunde lang die Hände in die Hosentaschen stecken, ehe sie die Säge oder die Hacke in die Hand nehmen, bringen es nicht weit. Und wer hundert Schwierigkeiten sieht da, wo er frisch darauf losgehen sollte, stolpert gleich beim ersten Schritt über den ersten Stein. Besonders wo einen das Herz dazu treibt, ein gutes Werk zu tun, darf der Entschluß nicht kalt werden, sonst kommt ein kümmerliches Ding heraus. Ein ernster Mann, der lächelnd die bittersten Wahrheiten sagen kann, hat einmal erzählt, wie er einem Vortrag zugehört hat, in dem der Redner zur Hilfe für eine abgebrannte Gemeinde aufgefordert hat. „Als er sprach, sagte ich mir, dem gibst du hundert Mark! Und als er aufgehört hatte, überlegte ich mir: Fünzig tun's auch! Und als die Leute aus dem Saal gingen, dachte ich: Von denen gibt keiner sicher mehr als zehn. Was sollst du dich so besonders anstrengen? Und als ich an den Teller am Saalausgang kam, legte ich eine Mark drauf.“ Nicht wahr, ihr Lacht? Aber der Hausfreund denkt: Das ist nicht zum Lachen. Eher zum Weinen über das armselige Menschenherz, das nichts festhalten kann, wenn einmal sich Gottes Hand in die seine legen will. Drum ist der Hausfreund der Meinung: Folge dem ersten Ruf der Gottesstimme in deiner Seele — dann gehst du den rechten Weg!

Dabei will der Hausfreund nicht vergessen, daß das Sprüchlein auch eine Kehrseite hat. Nicht umsonst hat des Hausfreunds Vater ihm einmal gesagt: Wenn dich ein harter Groll packt über einen Menschen und du zu ihm gehen willst, um ihm dick und dünn die Meinung zu sagen, dann beschlaf's erst. Lasse eine Nacht zwischen dir und deinem Zorn stehen. Am anderen Tage sieht die Welt ganz anders aus. „Guter Rat kommt über Nacht!“ Das will auch bedacht sein. Denn auf jedem Weg liegen Fallen und Stricke, und wer gar zu unbesonnen darauf losrennt, liegt auf der Nase, und das Aufstehen ist hernach nicht mehr so leicht.

Aber trotzdem merk's, geneigter Leser: Frische Lat, frisch angefaßt, aus einem frischen, frohen Herzen heraus, hat noch niemand gereut. Leg dein Herz in dein Werk, und siehe, es wird leuchten wie des Himmels Glanz!



Der amerikanische Onkel.

Von
L. vom Vogelsberg.

Raum ein Mensch hatte je so sehr seinen Beruf verfehlt wie der Sekretarius Jakob Kunkel. Sein ganzes Wesen war dem Stubenhocken und der Schreibseligkeit abhold; er haßte förmlich den von muffigem Staub erfüllten Raum, in dem er seine Tage für alle Zeiten zu verbringen verurteilt schien. Er haßte ferner von ganzem Herzen die geschwollen tuenden kollegialen Schreiberseelen, die ihrem nebensächlichen Dasein durch niederträchtige Behandlung hilfesuchender Menschen und eine lächerliche Geschicktuerei eine gewisse wichtige Note geben wollten. Wußte Jakob Kunkel doch zu genau, daß er für die bestgestellten Mitbürger selbst nur eine Null war, deren Dienste man bloß in Anspruch nahm, wenn es sein mußte. Aus diesen und noch verschiedenen anderen in der Folge sich ergebenden Gründen haßte Jakob Kunkel die Zwangsjacke, die er trug. Sein Ideal, das immer vor ihm wie ein goldener Stern am Himmel schwebte, war ein großer, ein riesengroßer Garten, in dem er seine Träume verwirklichen, seine schlummernden Kräfte austoben konnte.

Dennoch Jakob Kunkel war ein Träumer, so echt, wie ihn nur je der deutsche Boden getragen. Seine Gedanken ergingen sich immer in blühenden Gärten, in denen er Blumen, Obst und andere mehr oder weniger nützliche Dinge in nie gesehener Schönheit zog; in denen sein magerer, aber fester Körper eine zuträglichere Beschäftigung zu finden glaubte als in den übelriechenden Akten und ihren nichtsagenden Schreibereien.

Ein großes Glück für diesen Träumer und Phantasten, dessen Wünsche doch wahrhaft nicht über Gebühr gingen, war der Umstand, daß er eine nette, hübsche Frau besaß, die mit zwei blanken Augen in die Welt sah und die Dinge meist von der praktischen und fröhlichen Seite nahm. Sie war das, was man so gemeinhin einen lieben, tüchtigen Keel nennt. Freilich war auch sie im Lauf der zweijährigen Ehe von den Bestrebungen ihres Gatten angesteckt worden, und wenn die zwei eine freie Stunde ihr eigen nannten, dann betrieben sie das Pläne-

schmieden, das Anlegen von „Luftgärten“, das Pflanzen, Säen und Ernten mit Hochdruck. Das war auch der Grund, weshalb Jakob Kunkels Ehe eine durchaus harmonische genannt werden mußte. Frau Anna hatte ihren Gatten fest an der Leine, ohne daß er es so richtig merkte. Deshalb hatte er auch nie den Versuch gewagt, über die Stränge zu schlagen oder eigenmächtig zu handeln.

Das Ehepaar war indessen vernünftig genug, seinen Plänen kein zu weites Ziel zu stecken, vielmehr suchte es in der Nähe Umschau zu halten. Mit anderen Worten: sie paßten höflich auf, ob nicht hier oder da ein Grundstück feil würde, das ihren Wünschen und ihrem Geldbeutel entsprach. Denn in Erwartung dessen, daß sich doch endlich einmal eine solche Gelegenheit bieten müßte, hatten sie von ihrem schmalen Einkommen wacker gespart und immerhin eine Summe zurückgelegt, die für den Ankauf eines kleinen Landstückes hätte ausreichen mögen.

Das Warten wurde ihnen sauer genug gemacht. Den wohlhabenden Spießbürgern fiel es nicht ein, auch nur einen Gebietermeter ihres Grundbesitzes abzugeben, und einem mißachteten Schreiberlein erst recht nicht. Das vermehrte nur den Grimm des armen Kunkel, und er schwur sich zu, den aufgeblasenen Seifenfabrikanten Fett, der ihm so herablassend-wegwerfend für seinen höflichen Gruß dankte, späterhin einmal — wenn er wirklich Grundbesitzer sein würde — noch viel wegwerfender zu danken.

Endlich, kurz nach Weihnachten, schien das Glück dem Sekretarius zu lächeln. Erbteilungs halber gelangten einige minderwertige Landstücke eines Kleinbauern zum Verkauf, und Jakob Kunkel war so glücklich, einen immerhin ansehnlichen Garten für einige hundert Mark in seine Hände zu bringen.

Garten? Hm! Es war ein mit ziemlich morschem Plankenzaun umfriedigtes Ackerland, ein roher, wenig gepflegter Grund mit einigen guten und noch mehr abständigen Obstbäumen. Die Kenner lachten still vor sich hin und Kunkel bekam einen roten Kopf. Aber dann lachte er selbst: war er doch jetzt Herr eigenen Grund und Bodens, Besitzer eines Gartens, der zwar noch kein solcher war, der aber unter seinen Händen als Paradies erstehen sollte. Nur zwei Gedanken machten ihm zeitweise siedendheiß. Der eine war der, daß nun sein sauer Erspartes bis auf den letzten Heller draufgegangen war, ohne daß er zunächst mehr sah als rote, kloßige Erdschollen. Aber er wollte arbeiten, arbeiten und damit das Zehnfache herauswirtschaften. Ja, arbeiten — das war der zweite Gedanke, der ihm warm machte; wenn er den ganzen Tag in der Stube hocken mußte, wo sollte er da die Zeit zur Gartenarbeit hernehmen?! Nie war ihm sein Beruf so verwünscht, so verhaßt

vorgekommen, als in solchen Augenblicken. Den Gartenfreund spielen, der es sich leisten konnte, an jedem schönen Sommermorgen mit der langen Pfeife nach Belieben unter den Rosen zu spazieren — das hatte Jakob Kunkel wohl geträumt, aber die Wirklichkeit war nun doch ganz anders.

Als unverbesserlicher Sanguiniker tröstete sich Jakob Kunkel zunächst einmal über diese heißen Punkte. Das Nächste aber, was er tat, war, daß er sich wie der heilige Franz von Assisi mit den lebenden und toten Bäumen seines Gartens herzlich anfreundete und in das Duzverhältnis zu ihnen trat. Voll Rührung betrachtete er die Krüppel, die ihre toten Aeste in den kalten, sonnenhellen Winterhimmel streckten, und wurde ganz weich bei dem Gedanken, daß er im Frühjahr doch wohl darangehen müsse, sie umzuhauen. Besonders ein alter, mächtiger Bergamottbirnenbaum, der schon seit Jahren strohdürr war, tat ihm leid, und er konnte sich lange nicht mit dem Gedanken befreunden, daß diese Mumie die erste sein müsse, die in den Ofen wanderte. Erst die nachdrücklich wiederholte Forderung seiner rundlichen besseren Hälfte bewirkte, daß er an einem lauen, dienstfreien Märznachmittag seufzend an das schwere Werk des Rodens ging.

Der alte Stamm war nachgiebiger als Jakob Kunkel dachte. Schon nach wenigen Hieben neigte sich das morsiche Holz und sank stäubend zu Boden. Die schwerste Arbeit aber stand noch bevor, das Ausroden der Wurzel. Bedenklich und voll Sorge stand der neue Gärtner mit seinen nur des Federhalters gewohnten Armen vor dem ausgedehnten Wurzelwerk. Aber die Freude am Besitz war doch größer als die Unterschätzung der Kräfte, und bald wühlte Jakob Kunkel mit Hacke und Schippe in dem spröden Boden, daß der Schweiß nur so troff.

Nach geraumer Zeit lag der größte Teil des Wurzelwerks frei. Nur in der Mitte stand noch ein dicker Erdkegel aufrecht und über ihn fiel der Sekretär jetzt wie ein Berserker her. Immer tiefer wühlte sich die schwere Hacke in das Erdreich und traf endlich hart auf hart. Kunkel hielt inne und fuhr sich mit dem Taschentuch über die nasse Stirn. Dann flog die Hacke von neuem gegen das Bollwerk. Wieder Klang der harte Ton, wie Metall auf Metall. Verdutzt zog Kunkel die Hacke zurück. Was war denn das? Soviel wußte er doch auch, daß die Baumrinden alle von Holz und auch nicht eine von Eisen ist. Oder sollte etwa . . .

Der Sekretarius Kunkel lachte vor sich hin, er lachte sich gewissermaßen selbst aus. Er hatte nämlich blitzschnell daran gedacht, daß da ein Schatz liegen könnte, ein wirklicher Schatz. Nicht etwa, daß er von solchen Dingen nichts gewußt hätte — als geborener Träumer, der von jeder

in Zaubergärten und Märchengeländen gewandelt war, zählte er Schätze, gehobene und ungehobene, sozusagen zum eisernen Bestand seiner Phantasie. Im übrigen wußte er, daß es Schätze auf dieser Welt in Wirklichkeit nicht gab, ebensowenig wie Siebenmeilenstiefel und Goldeier legende Hennen. Und am allerwenigsten traute er sich selbst soviel Glück oder Geschick zu, einen solchen Schatz zu finden.

Vergerlich nahm er die Hacke wieder und schlug voller Wucht in das Erdreich.

Kling . . .

Also doch . . . Aha, jetzt weiß ich's — da hat irgendein Vorbesitzer seinen abgängigen Plunder, altes Eisen und solche Dinge, vergraben. Und jetzt hat man die Arbeit damit. Kunkel begann sorgsam, um die Hacke nicht zu zersplittern, die Erde fortzuschaffen. Es war eine sonderbare Sache: hier klang's wie Eisen, da wie Holz. Und dann, nach einer halben Stunde, stand der bis zur Sprachlosigkeit Verblüffte vor einer halbmeterlangen und drei Spannen hohen Truhe. Sie war aus Eichenholz gefertigt, das in der feuchten Erde kaum gelitten hatte, und mit breiten Eisenbändern beschlagen. Das Schloß war in Rost zerfallen und der Deckel ließ sich ohne Schwierigkeit heben.

Jakob Kunkel hob ihn jedoch zunächst nicht. Vorläufig stand er wie stumpfsinnig vor dem ausgegrabenen Möbelstück und brummte fortgekehrt vor sich hin: „Blech! Schätze gib't's ja gar nicht!“ Dabei blies er in der Richtung nach der Truhe und machte abwehrende Handbewegungen gegen sie hin. Das war nicht Absicht, sondern die unwillkürliche Erinnerung an die Märchengeschichten seiner Jugend, in denen er gelesen hatte, daß man auf diese Weise einen Spuk vertreiben könne.

Doch der Spuk blieb. Die Truhe stand da, dick, groß und schwer. Und in das von Grauen und Zweifel umnebelte Gehirn Jakob Kunkels kam plötzlich ein heller Gedanke. Er sprang aus der nahezu mannstiefen Grube und ging, wie absichtslos, um den Plankenzaun herum und lugte absichtslos über ihn hinweg. Aber weit und breit war niemand zu sehen; der Garten lag ohnehin an einem wenig begangenen Seitenweg. Und in der weiteren Ueberlegung, daß der Zaun recht hoch und ziemlich dicht, die Grube tief sei, beschloß Jakob Kunkel, den Deckel der „Spulkiste“ mit aller gehörigen Vorsicht zu öffnen.

Er tat's und — fuhr zurück! Gold!! . . . Er blies wieder, schlenkerte mit den Armen und hob mit aller Achtbarkeit nochmal den Deckel. Das Gold blieb! Es glitzerte vor seinen Augen und klingelte zwischen seinen Fingern. Er prüfte die Münzen; vollwertiges Gold, gemünzte Goldstücke waren's und blieben's.

Kunkel tat einen tiefen Atemzug. Ihm flim-

merte es vor den Augen und seine Hände zitterten. Also gab es doch noch Märchen, die wahr waren? Der Verstand wollte ihm stillstehen. Doch, zu seiner Ehre sei's gesagt, daß dieser Anfall von Schwäche nicht lange dauerte; sehr bald schlug er um, und zwar ins Gegenteil. Gelassen, so schien es, steckte der Sekretär ein paar Goldstücke in die Tasche, nahm die Schippe und begann, die Wunderkiste wieder zuzuschauen. Dabei überlegte er: der Schatz gehört mir, denn ich habe ihn auf meinem in aller Form Rechtsens erworbenen Grund und Boden

die andere übertrumpfen will, dann ist das heiligste Geheimnis nicht mehr heilig. Schön denn, Frau Anna sollte die Geschichte erfahren, aber jetzt auf keinen Fall.

Es gelang dem Sekretär, beim Abendessen so auszuweichen wie immer. Daß er vielleicht etwas heiterer war und daß die Heiterkeit einen etwas gewaltsamen Anstrich hatte, fiel der kleinen Frau nicht weiter auf; die wohlgeborgenen Goldstücke brannten dem unaufrichtigen Gatten genugsam in der Tasche.

Den ganzen folgenden Tag über war Jakob Kunkel zerstreut. Er grübelte, so sonderbar dies klingen mag, darüber nach, wie er den Schatz loswerden könnte. Ihn an Münzenjammler verkaufen? Wenn ein seltenes Stück darunter war, dann gab's sicher ein großes Hallo und Nachforschungen nach Funder und Fundort. Das ging also nicht. Ihn dem Staat ausliefern? Warum nicht gar? Welches Recht hat der Staat an einer Sache, die ihm nie gehört hat? Mit den Zinsen würde man eine neue Geheimratsstelle einrichten, und er selbst hatte das Nachsehen. Nein, das Geld war und blieb sein Eigentum. Er würde es schon als ordentlicher Staatsbürger verwenden, und auf diese Weise hatte jeder etwas davon.

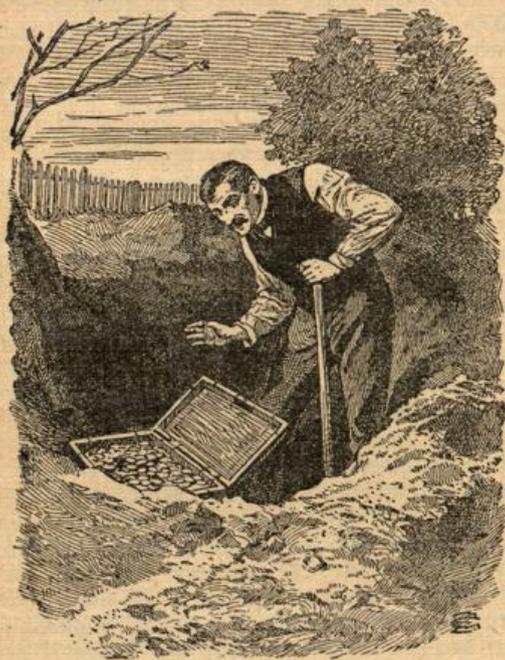
Am nächsten Tage war er mit sich im reinen. Er wollte über die nahe Grenze fahren und in der nächsten Stadt mit aller Vorsicht die Proben vorlegen. Man würde ihm dann schon sagen können, was es mit der Sache auf sich hatte. So erbat er sich für den Mittag Urlaub. Der Rat sah ihn etwas mißtrauisch an. „Was wollen Sie denn da drüben?“ Die Frage traf ihn so unvorbereitet, daß er beinahe den Kopf verloren hätte. Aber er faßte sich noch im letzten Augenblick und sagte, rot vor Verlegenheit: „Wegen einer ganz vertraulichen Sache, Herr Rat — eine mögliche Erbschaft!“

„So, so.“ Der Herr Rat sagte zwar nichts weiter, aber es lag schon eine gewisse Hochachtung in den zwei Wörtern.

So fuhr Jakob Kunkel am Nachmittage in die benachbarte Grenzstadt. Er lief, lange Zeit mit sich kämpfend, in den vom Märzregen nassen Straßen und Gäßchen umher, bis er sich entschloß, in einen Laden einzutreten, der die Aufschrift „Münzhandlung“ auf einem kleinen Messingschild neben der Thür trug.

Seine Befürchtungen waren ganz umsonst gewesen. Der Händler kümmerte sich gar nicht um seine Person; er prüfte die Stücke sachlich kühl und sagte geschäftsmäßig: „Louisdors mit dem Bildnis Ludwigs XV., ohne jeden Sammelwert. Am besten, Sie verkaufen die Dinger einem Goldschmied.“

Kunkel bedankte sich so freudig und herzlich, als ob er eben aus dem Polsterstuhl eines Zahnarztes entlassen worden wäre. Dann raunte er



Jakob Kunkel fuhr zurück! Gold!!

gefunden. Was, Paragraphen? Dummes Zeug. Der wirkliche Eigentümer ist längst tot. Und Erben, — pah, wir wollen erst sehen, was es für eine Bewandnis mit der Sache hat. Ei, ei, ein Schatz — wie ist das möglich . . .

Er zog den Rock an, setzte den Hut auf und verließ gemessenen Schrittes den Garten. Dort unter der Erdschicht war sein neugefundenes Gut am besten vor Dieben geborgen. Aber urplötzlich überfiel ihn glühendheiß ein Gedanke: seine Frau! Nie hatten sie ein Geheimnis voreinander gehabt, weder im guten noch im bösen! Und Frau Anna war ja auch so lieb und so besorgt, aber — vor vielen tausend Jahren kam einmal eine Geschichte vor mit einer gewissen Eva und einem verbotenen Apfel. Die gab heute noch zu denken. Gewiß, seine Frau würde nie etwas verraten, nie. Aus freien Stücken gewiß nicht. Aber der Teufel trau dem vertrackten Mundwerk der Weibslente. Wenn eine

wieder durch die glitschigen Gassen, um eine neue Ausrede für den Goldschmied zu finden. Und die drängte, denn der letzte Zug ging bald. Endlich glaubte er die geeignete Stätte gefunden zu haben, ein kleines, geducktes Häuschen in einer Seitengasse, dem aber ein Anstrich von Wohlhabenheit nicht abging.

Auf ein leises Klingelzeichen erschien ein altes weißhaariges Männchen mit vertrauenerweckendem, höflich-freundlichem Gesicht und gehaltenen Bewegungen, wie sie Leuten eigen sind, die sich häufig mit vertraulichen Angelegenheiten oder kostbaren Dingen befassen.

Jakob Kunkel legte seine Münzen vor und erzählte in einiger Verlegenheit, daß sich ein ziemlicher Haufen davon seit mehreren Menschenaltern in seiner Familie befände, die aber jetzt genötigt — hm, bereit sei, sie zu verkaufen, weil —

Herr Groeneveldt winkte liebenswürdig und taktvoll ab. „Sehr verständlich und sehr vernünftig,“ sagte er leise, während er die einzelnen Stücke wog und sie dann mit Königswasser am Probierstein prüfte. „Sehr richtig!“ Er nannte den Preis. Der Sekretär schwieg, was Herr Groeneveldt falsch anzulegen schien, denn sein Gesicht wurde leise rot. „Gold hat seinen festen Wert,“ sagte er. „Sie können die Stücke ruhig in anderen Geschäften schätzen lassen.“ — „Nein, nein,“ wehrte Kunkel hastig ab, „ich hege bei- leibe kein Mißtrauen, nur — ich habe, wie ge- sagt, eine ganze Anzahl davon . . .“

„Bringen Sie sie ruhig hierher,“ empfahl das Männchen gelassen, „auf einmal oder besser nach und nach, wie Sie wollen.“

So war Jakob Kunkel diese Sorge los, aber zehn andere waren hinzugekommen. Jedesmal die Angst, wenn er mit seinem Goldbeutelchen in die Grenzstadt fuhr. Denn es war wirklich kein Spuk — die Kiste war bis obenhin gefüllt mit lauter Goldstücken des fünfzehnten Ludwig, alle einerlei Gepräges. Und Herr Groeneveldt prüfte und wog gewissenhaft und zahlte bar aus. So war Jakob Kunkel auf dem Weg, ein wohlhabender Mann zu werden.

Dem niedlichen Mundwerk seiner Ehehälfte aber hatte er bitter unrecht getan. Noch immer hatte er ihr nichts von dem Vorgefallenen erzählt, aber die Enthüllung kam von anderer Seite. Der Herr Rat hatte es wohl in Anbetracht der häufigen Reisen seines Untergebenen nicht mehr für nötig befunden, weiterhin ein Geheimnis aus der Sache zu machen. So war denn die Geschichte hier und da durchgefickert, und eines schönen Aprilabends, als der Sekretär eben von einer seiner Auslandsreisen zurückkam, fragte ihn seine Gattin — zum erstenmal seit der Hochzeit mit unheilverkündender Miene —: „Jakob, was sagst du zu den Gerüchten, die wegen einer Erbschaft hier umgehen?“

Diese Frage kam so furchtbar plötzlich und erheischte so unausweichlich eine Antwort, daß Jakob Kunkel förmlich in die Knie sank. Aber da er sich das Schwindeln in der letzten Zeit, zur zweiten Natur hatte werden lassen müssen, so fand er auch hier rasch seine Fassung wieder. „Liebe Anna,“ sagte er deshalb fast feierlich, aber doch nicht ohne gewisse Befürchtungen, „ich bedaure, daß du auf Umwegen Kenntniß von der Sache erhalten hast, denn ich wollte dich aufs freudigste damit überraschen, wenn sie fix und fertigt geworden. Ich . . .“

Aus Frau Annas Gesicht verschwand wie der Blitz die unheilverkündende Hoheit. „Lieber, lieber Jakob, ist das denn wirklich wahr?“ Jakob wurde auch sonst mit Zärtlichkeiten nicht karg bedacht, aber diesmal waren sie so herzlich, daß er seine schwankende und zweifelhafte Lage sehr schnell wieder erstarken fühlte.

„Ja, Kind, dein lieber Bruder Peter hat uns . . .“

„Peter?! Der L—?“ Lump, wollte Frau Anna sagen, aber sie verschluckte es noch rasch. Denn mit dem lieben Bruder Peter hatte es eine eigene Bewandniß.

Frau Anna Kunkel, die mit ihrem Mädchen- namen Feiertag hieß, entstammte einer sehr achtbaren und angesehenen Familie, die aber durch leichtsinnig gegebene Bürgschaften und ähnliche Dinge so ziemlich den ganzen Besitz verloren hatte. Dazu kam, daß die zwei vor- handenen Söhne, Peter und Paul, nicht viel taugten. Der jüngere, Paul, war nach mehreren vergeblichen Versuchen, einen nützlichen Beruf zu ergreifen, zur See gegangen und dann ver- schollen. Nach einer jahrelang später eingetroffen- en Nachricht war er mit einem Guanoschiff auf der Fahrt zwischen Chile und Newyork ge- scheitert. Die Eltern waren bald darauf ge- storben; sie hatten es nicht mehr erlebt, wie der andere, Peter, ganz und gar verbummelte. Er war Korrektor gewesen in einer großen Druckerei, hatte sich aber immer nachlässiger gezeigt und war endlich ganz und gar dem Suff verfallen. Schließlich war er nichts mehr und nichts weniger als ein Bagabund. Unverschämte Forde- rungen an das kärgliche Erbteil der Schwester hatten ihm eine derbe Abfuhr zugezogen und nach einigen üblen Schlußakten war auch er verschwunden. Wie die Eheleute später erfuhren, war er nach Surinam in Südamerika gegangen und augenscheinlich dort untergegangen.

Dieser Bruder, eben dieser Peter Feiertag, mußte für Jakob Kunkel jetzt als „Onkel aus Amerika“ herhalten, obgleich er nur Schwager war. Frau Anna war ganz gerührt von dem Edelmut des Verschollenen und machte sich Vor- würfe, ihn damals so schändlich abgewiesen zu haben. Jetzt erklärten sich ihr auch die anfänglich mit ziemlichem Mißtrauen beobachteten Reisen

ihres Gatten nach der Grenzstadt. Peter hatte den dortigen Behörden die Erbschaft zur Auszahlung überwiesen und — nun, man kennt ja die Weitschweifigkeit der von Gott eingesetzten Obrigkeit. Pläne schmiedend für eine glückliche Zukunft, saßen die beiden Leutchen an diesem Abend noch lange beisammen.

Zu diesen Plänen gehörte auch die Absicht des Sekretärs, den Dienst zu quittieren und sich ganz seinem Traumland zu widmen. Ein neben seinem Garten liegendes großes Grundstück hatte er dazugekauft und so hätte er schon Arbeit genug gehabt, die den Zeitraum eines Jahres voll ausfüllen mochte. Er fühlte immer mehr, wie sehr er sich für seinen neuen Beruf eignete, und hegte den dringenden Wunsch, die „Stubenhockerei“ so bald wie möglich loszuwerden.

Die Geschäfte mit Herrn Groeneveldt waren längst erledigt. Der Juni war gekommen und Jakob Kunkel war schon seit einigen Wochen nicht mehr in Diensten. Das ging zuletzt freilich doch nicht ganz ohne Kampf ab, denn die Gewissensbisse, daß er mit dem schönen Kapital am Ende doch unbekannte Erben benachteiligen könnte, waren wieder heftiger geworden. Und wenn eines Tages einer von diesen kam und sein Geld zurückverlangte, ja, dann war der Sekretarius Jakob Kunkel seine Stellung und auch sein schönes Geld los.

Da hörte er eines Abends beim Dämmer-schoppen eine Kunde, die ihn in heftige Aufregung versetzte. Die Akerbürger hatten die Rede von alten Zeiten, und einer von ihnen ließ sich vernehmen, daß sein Großvater oft von einer französischen Kriegskasse berichtet habe, die im Orte vergraben worden sei, weil sie die Feinde in der Eile nicht mitnehmen konnten. Das sei zur Zeit des Siebenjährigen Krieges gewesen, und im Kirchenbuch sei die ganze Geschichte genau verzeichnet.

Diese Erzählung ließ Jakob Kunkel während der ganzen folgenden Nacht nicht schlafen, und am nächsten Sonntag ging er zum Pfarrer und bat unter dem Vorwand, alten Familiendaten nachspüren zu wollen, um das Kirchenbuch aus der Zeit um 1758. Der Pfarrer, der ihn früher immer etwas von oben herab behandelt hatte, gewährte ihm die Bitte bereitwillig und ohne Mißtrauen. Und so saß Jakob Kunkel bald im Nebenstübchen am Studierzimmer des Pfarrers und blätterte voll verhaltener Erregung in dem dicken, etwas moderig riechenden Kirchenbuch, während der schöne Junimittag durch das offene Fenster hereinlachte.

Er brauchte nicht allzulange zu suchen. Da stand eine ziemlich lange Geschichte in den sauberen ausgeschriebenen Schriftzügen des damaligen Pfarrherrn:

„Haben im Junius 1758, vom ersten Sonntag bis zum dritten, Franzosen Ludovici XV.

im Städtlein gelegen, an die dreihundert Mann unter einem Obristwachtmeister. Haben sich bestragen als echte Wälsche und die Leute geplaget und kuzonieret, obzwar man ihnen alles gegeben, was sie mochten und überhaupt in dem geplünderten Ort noch aufzutreiben war. Wollten gar lange Zeit bleiben dahier, sind aber unruhig geworden, als es hieß, Fridericus Rex von Preußen käme gezogen, sie zu schlagen. Hat man aber den preußischen König noch recht fern vermutet und die Wälschen sind lange nicht so fürsichtig gewesen, als es gut für sie hätte sein mögen. Da ist am Samstag vor dem dritten Sonntag, gegen die Dämmerung hin, ein großer Haufen Offiziere gekommen mit einem General, und haben eine große, mit eisernen Bändern beschlagene Truhe mit sich geführt. Darin, so hieß es, sei die Kriegskasse und unmäßig viel Geld in gemünzten Louisdors, und sei der General eilends hierhergerückt, weil des Ferdinand, Herzogen von Braunschweigs Truppen ihnen auf den Fersen seien. Dieses ist wohl wahr gewesen. Denn in der Nacht sind die Preußen schon gekommen und haben einen Ueberfall gemacht, der alles in ihre Hand gab, was von Wälschen im Ort war, so nicht niedergehauen wurde. Auch den General hat man gefangen und die, so bei ihm waren. Aber die Kriegskasse hat man nicht gefunden, dormalen es hieß, sie sei vergraben worden. Doch glaube ich dies nicht, denn viele haben gegraben und nichts gefunden. In diesen Tagen aber hat der obgenannte Braunschweiger Herzog die Franzosen bei Krefeld aufs Haupt geschlagen.“

Jakob Kunkel wußte genug. Mit einem brunnentiefern Seufzer der Erleichterung schlug er das Buch zu, bedankte sich beim Pfarrer und ging seiner Wege. Nun war er wirklich der Erbe! Oder wer sollte es sonst sein? Ludovicus XV. von Frankreich? Dessen Gebeine hatten sie während der Revolution in alle Winde verstreut, und seine Erben lebten längst nicht mehr, und als guter Deutscher hätte er ihnen auch keinen Heller ausgehändigt. Der Staat? Was hatte der Staat nach hundertfünfzig Jahren mit diesen französischen Goldstücken zu tun. Wenn er einen alten wertlosen Pfeifenkopf ausgegraben und ihn dem Staat angeboten hätte, dann wäre ihm wohl eine tüchtige Ordnungsstrafe aufgebremmt worden. Und daß es zufällig ein Haufen Goldstücke war, das änderte sein Eigentumsrecht nicht. Und zudem kannte er zu genau die Ueberlieferung seiner Familie, daß sie durch die Franzosenzeit verarmt und nicht wieder in die Höhe gekommen war. Der Staat hatte sich trotz aller Bitten nicht zum Helfer herbeigelassen und so war er wohl durchaus im Recht, wenn er sich selbst bezahlte. Er war und blieb der Erbe, das konnte er vor seinem Gewissen verantworten.

Aus dem Stubenhocker war allgemach ein lebensfroher Mensch geworden, der mit hellen, fröhlichen Augen in die Welt sah und sich seines Lebens und Daseins freute. Der engbrüstige Schreiber hatte sich in wenigen Wochen in einen stattlichen, herzhaften Erdenbürger verwandelt.

Draußen im Garten ging er, wie er einst geträumt, unter seinen Rosen im Glanz der sommerlichen Morgensonne spazieren und segnete „Ferdinanden, Herzogen zu Braunschweig“, der damals so rasch bei der Hand gewesen. Ein schönes, froher Arbeit volles Leben lag noch vor ihm.

Aber ganz urplötzlich fiel ein tiefschwarzer Schatten auf diesen breit und hell sich hinziehenden Lebensweg. Als er eines Abends nach Sonnenuntergang aus dem Garten heimkehrte, strich in dem Zwielicht eine Gestalt an ihm vorbei, die er im ersten Augenblick für einen Stromer der abgerissensten Art hielt. Aber schon nach drei Schritten durchfuhr es ihn wie ein Blitz. Peter Feiertag! . . . Der Stromer war sein „lieber Schwager“ Peter Feiertag und kein anderer.

Dem armen Sekretarius außer Diensten schwankten die Knie. Alle guten Geister, wenn jemand diesen Verwandten zu ihm ins Haus gehen sah! Schen sah er sich um, ob sich nicht die Gassenbuben hinter der abgerissenen Gestalt sammelten. Aber es war wohl schon zu dunkel und der Schwager längst verschwunden.

Wie vor den Kopf geschlagen stolperte Jakob Kunkel durch die Gassen, um endlich, ohne recht zu überlegen, in eine der kleinen Bürgerkneipen einzutreten, in der er gelegentlich einen Abend-schoppen zu halten pflegte.

Die ehrenfesten Handwerker und Kleinbauern, die an seinem Tisch saßen, machten ihm bereitwillig Platz. „Guten Abend, Herr Sekretär!“ tönte es ihm freundlich entgegen. Sie nannten ihn aus alter Gewohnheit noch so, und dann begannen sie seine gärtnerischen Leistungen mit Achtung zu loben. Aber Kunkel hörte heute kaum hin, während er sich sonst auf das eifrigste an dem Für und Wider der Reden beteiligte. Er stürzte ein Glas Bier hinunter und dachte immerfort an Peter Feiertag. Und in lähmendem Entsetzen fiel ihm plötzlich ein, daß der Schwager bereits zu Hause vorgeprochen und seine Frau etwas von der „Erbchaft“ erwähnt haben könnte . . .

So rasch es ohne Aufsehen zu erregen ging, verließ er die Gaststube und rannte heim. Auf der Schwelle des Wohnzimmers trat ihm Frau Anna entgegen, verlegen, erregt.

„Dein Bruder . . .“ rief er halblaut. „Ein wurde tiefrot, wie vor Scham. „Du weißt schon? Ja, er war hier . . .“ Jakob Kunkel machte eine heftig abwehrende Bewegung. „Das ist weiter noch kein Unglück

— du hast aber doch hoffentlich nichts von der Erbschaft gesagt? . . .“

Entsetzt sah ihn Frau Anna an. „Allerdings — er schien ganz überrascht, und dann hat er gelacht und gesagt, er wäre nun wieder lebendig und ich möchte ihm mit einem Teil des Geldes unter die Arme greifen. Weil ich aber nichts im Hause hatte, wollte er wiederkommen, wenn du da wärest.“

Bernichtet sank Jakob Kunkel auf einen Stuhl. „Nun ist alles verloren!“ stöhnte er. Wehmütig sah ihn seine Frau an. „Armer Jakob . . .“

„Hättest du doch nichts gesagt!“
„Aber, mein Gott, wenn er uns das Geld doch selbst gegeben hat!“

„Den Teufel hat er!“ ächzte der ehemalige Sekretär. „Keine Ahnung hat er von dem Gelde, keine Ahnung!“

Und dann beichtete er, beichtete bis zum letzten Buchstaben, während Frau Annas munteres Gesicht alle Stufen von tiefster Empörung bis zur höchsten Zufriedenheit durchlief. Und dann kam ihre Standrede.

„Mein lieber Jakob,“ sagte sie voll Würde, „du wirst doch nun wohl nach deinem eigenen Geständnis einsehen, daß die Schuld an dir und nicht an mir liegt. Hättest du mir damals die Wahrheit gesagt, dann wäre die ganze dumme Geschichte nicht vorgekommen.“

Der Schuldige ließ den Kopf noch tiefer sinken. „Im übrigen aber,“ fuhr die beleidigte Gattin etwas milder fort, „ist nicht alles verloren. Dumm ist die Sache ja, sehr dumm; aber wir haben daraus keine Verpflichtung herzuleiten, meinen lieben Bruder über den wahren Sachverhalt aufzuklären.“

„Wann kommt dieser liebe Bruder wieder?“ warf der Sekretär mit hohler Stimme ein.

„Morgen in der Dämmerung. Heute übernachtet er im nächsten Dorf, das habe ich mir im Hinblick auf sein Aeußeres ausbedungen.“

„Hm.“
„Lieber Jakob,“ beendigte Frau Anna ihre Rede mit etwas spöttischem Beigeschmack, „du bist so erfinderisch gewesen, mir die schöne Erbschaftsgeschichte aufzutischen; es wird dir also nicht schwer werden, ein glaubhaftes Märchen für meinen Bruder zu ersinnen, dessen Anwesenheit mir unter diesen Umständen, wie ich dir wohl nicht zu versichern brauche, nicht gerade angenehm ist.“

Es war kein offener Krieg, aber an dem heiteren Egehimmel stand schwarzes Gewölke, und als Peter Feiertag am nächsten Abend kam, da hatte Jakob Kunkel noch immer keine glaubhafte Ausrede gefunden.

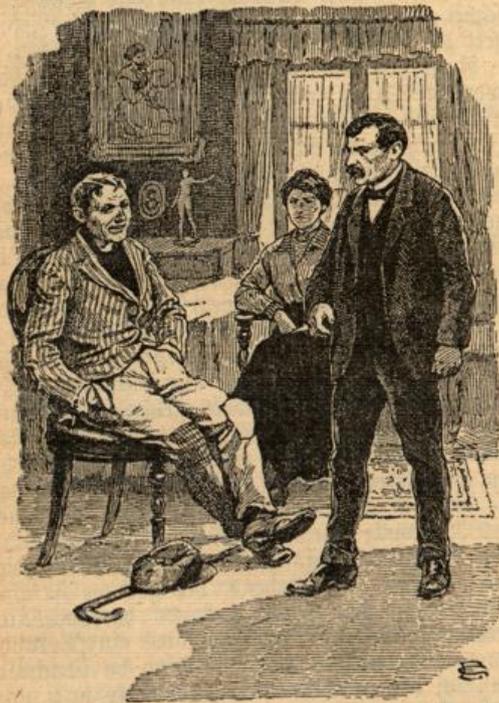
In der Tat, der wiedergefundene Schwager machte durchaus keinen erfreulichen Eindruck. Vielmehr sah er noch genau so verjumpt aus

wie damals, als er den Staub Europas von seinen Füßen schüttelte; nur daß sein Benehmen noch etwas rüder, unverschämter geworden zu sein schien. Er war wirklich in Surinam gewesen, aber in dieser holländisch-südamerikanischen Kolonie war für einen Nichtjuden kein Fortkommen zu hoffen. Das geliebte Feuerwasser verschaffte man ihm des Geschäftes wegen dagegen gern, und als der letzte Groschen aus seiner Tasche herausgerollt war, da wurde er wieder, nicht einmal so sehr gegen seinen Willen, nach der alten Heimat abgehoben.

„Ich gefall' dir wohl nicht recht,“ sagte er grinsend zu seinem etwas sauer dreinschauenden Schwager.

„In der Tat nicht, lieber Peter,“ meinte Kunkel mit einem Anflug von Würde, die aber auf den Landfahrer keinerlei Eindruck zu machen schien.

„Es auch nicht nötig,“ warf dieser trocken hin, „gib mir nur 'nen Teil von meiner Erb-



„Ich gefall' dir wohl nicht recht!“ sagte er grinsend zu seinem etwas sauer dreinschauenden Schwager.

schaft zurück, dann pug' ich schon wieder die Platte.“

„Dazu bin ich nicht verpflichtet,“ sagte der Sekretär kühl, „aber“ — und da kam ihm auf einmal eine Art Erleuchtung — „an meiner Hilfe soll's nicht fehlen, wenn du dich redlich bemühen willst, ein anderes Leben anzufangen. Und darum will ich dir gleich einen Vorschlag machen. Ich habe einen großen Garten . . .“

„Ich bin Buchdrucker und kein Tagelöhner,“ warf Peter, der merkte, wo die Sache hinauswollte, verbissen hin.

„Das habe ich auch nicht gesagt. Ich rechne lediglich auf deine verwandtschaftliche Hilfe, für die du keine Vergütung erhältst. Bin ich zufrieden, dann werde ich mich erkenntlich zeigen.“

„Mit meinem Erbe,“ knurrte Feiertag spöttisch. Kunkel sah ihn mit einem langen Blick an, vor dem der alte Tagedieb die Augen niederschlug. „Du kannst heute hier übernachten und dich bis morgen entscheiden. Kleider lasse ich dir außs' Zimmer legen.“

Peter Feiertag hatte sich die Sache überlegt. Am andern Morgen ging er zu Frau Annas maßlosem Erstaunen mit in den Garten. Die Arbeit schmeckte ihm freilich nicht, und er überlegte dabei angestrengt, was es wohl für eine Verwandtnis mit der sonderbaren Erbschaft haben möge. Daß es eine Sache war, die für den Schwager eine bedenkliche Seite hatte, schien ihm sicher zu sein, und er nahm sich vor, das Geheimnis zu ergründen und dann weidlich zu seinem Vorteil auszunützen.

Der Sekretär wurde inzwischen von weniger erfreulichen Gedanken geplagt. Soweit hatte er den verkommenen Verwandten zwar, obgleich es ihm eigentlich als eine Entheiligung seines Gartens erschien, daß er ihn überhaupt hineinließ. Aber dann — was sollte er machen, wenn Feiertag unverschämt wurde und gar einen Verdacht in der Deffentlichkeit aussprach? Und sein Blut erstarrte zu Eis, als er sah, wie der Schwager auf einmal etwas Blinkendes vom Boden aufhob, es aufmerksam betrachtete und dann kopfschüttelnd, und, wie es ihm schien, mit eigenem Lächeln, in die Tasche steckte. Kunkel hatte sehr wohl eines jener französischen Goldstücke erkannt, das beim Ausräumen der Truhe verlorengegangen sein mußte, und er verwünschte den Gedanken, der ihm eingegeben hatte, den unwillkommenen Besuch hierherzuführen. Soviel stand nun bei ihm fest, daß Peter Feiertag die Herkunft der Erbschaft durch den Fund entdeckt hatte und sicherlich zu ihm geeignet erscheinender Zeit von seiner Wissenschaft Gebrauch machen würde.

Es waren unerquickliche Tage trotz des schönen Sommerwetters, die nun für die jungen Eheleute folgten. Sie sprachen sich nicht aus, aber Frau Anna las aus ihres Mannes Augen den Vorwurf, daß sie einen solchen Bruder besaß, und sie hielt ihm auf gleich stumme Weise seine Unaufrichtigkeit vor, durch die, ihrer Meinung nach, das ganze Unheil gekommen war.

Die Hauptperson, Peter Feiertag, sagte gar nichts. Wider alles Erwarten tat er jetzt fleißig seine Arbeit, nahm die Mahlzeiten mit den Eheleuten ein und ging weder ins Wirtshaus noch trank er sonstwie. Dabei blieb er höchst wort-

larg und beschränkte sich eigentlich nur auf den üblichen Gruß, während der verkniffene Zug um seinen Mund freilich nur ganz allmählich ins Weichen kam. Dabei wurden seine Arbeitsleistungen im Garten immer ansehnlicher.

Der ehemalige Sekretär hätte unter anderen Umständen wohl aus diesen Zeichen auf eine seelische Wandlung seines Schwagers geschlossen. So aber sah er nur den lauernden Zug, wie er's im stillen nannte, und quälte sich immer mehr in seine Befürchtungen hinein.

Der Juni ging zu Ende und mit ihm die Nervenkraft Jakob Kunkels. So konnte es nicht weitergehen. Wollte ihm der Schwager einen Streich spielen, dann feinertwegen so rasch als möglich. Aber diese entsetzliche Ungewißheit, die wie ein höhnisches Gespenst Tag und Nacht vor ihm stand, mußte verschwinden. Er besprach sich mit seiner Frau und sie teilte seinen Plan. Wie er ihn ausführen wollte, darüber verriet aber der Sekretär, trotz übler Erfahrungen, wiederum nichts.

Der Samstag vor dem ersten Julisonntag war warm und klar zu Ende gegangen. Man hatte zu dreien ein angenehmes Mahl eingenommen, angenehm insofern, als es viel angeregter als sonst verlaufen war, zumal auch Peter Feiertag sich, seiner mählichen Wandlung entsprechend, wesentlich umgänglicher gezeigt und sich sogar hier und da einmal zu einem Lachen verstiegen hatte. Ueberhaupt machte er in den letzten Tagen einen viel vorteilhafteren Eindruck. Sein Blick war freier, seine vom Soff getrüübten Augen blickten wieder hell und frisch, und seine lotterige Haltung war straffer und sicherer geworden.

Da stand, gleich nachdem Frau Anna den Tisch geräumt hatte, Jakob Kunkel auf und entforckte mit geheimnisvollem Lächeln eine langhalsige Flasche vor den verwunderten Augen Peters. Dann goß er den Wein in die Gläser und während er mit einem nachdenklich-verlegenen Schmunzeln in die zitternde Flüssigkeit sah, hub er an: „Mein lieber Peter, du bist nun einige Zeit bei uns, und es wird uns freuen, noch länger deine uns liebgewordene Gesellschaft genießen zu können. Ist das aber der Fall, dann sollst du nicht der Meinung sein, daß wir dich als einen Tagelöhner betrachten, der nur im Hinblick auf seine Arbeitsleistung geduldet ist. Nahn ich dich damals mit in den Garten, so wollte ich dir nur ein Beispiel geben, wie man im Umgang mit der Natur und im Ringen mit der Scholle ein anderer Mensch zu werden vermag, wenn man den ehrlichen Willen dazu hat. Aber noch ein anderes stand zwischen uns — die Erbschaft . . .“

Jakob Kunkel holte tief Atem und fuhr dann, zuerst ein wenig unsicher, fort: „Die Erbschaft . . . es handelt sich um eine solche in der Tat! Aber nicht von dir kam sie, wie du wohl selbst

wissen wirst, sondern von einem uns persönlich unbekannt gebliebenen Mann aus Frankreich, der uns vor vielen Jahren zugefügtes Unrecht wieder gutmachen wollte und Louis Capet*) hieß. Erst nach langen Irrfahrten ist sie in unsere Hände gelangt, so daß wir sie als vom Schicksal aufersehene Erben antreten konnten. Hätten wir diese Geschichte unter die Leute gehen lassen, dann wäre des unerfreulichen Fragens kein Ende gewesen. So kamen wir auf den Gedanken, den als verdorben und gestorben geltenden Bruder — wir nannten weder deinen noch Pauls Namen, so daß heute noch jeder von euch auf die Ehre Anspruch machen könnte, die wir aber jetzt Paul, als dem wirklich Toten, zukommen lassen wollen — als Erblasser einzusetzen. Wir hatten uns so in diese Auffassung hineingelebt — das Warum wirst du begreifen —, daß Anna auch dir gegenüber in den gleichen Irrtum verfiel. Das ist die Geschichte. Selbstverständlich steht dir aber auch aus dieser Erbschaft das zu deinem Fortkommen Nötige jederzeit zur Verfügung.“

Kunkel wischte sich über die etwas feucht gewordene Stirn, während Peter Feiertag schweigend und mit gesenktem Kopf zugehört hatte. Jetzt richtete er sich auf und sah seinem Schwager gerade und fest ins Gesicht.

„Du bist mir keine Erklärung schuldig, Schwager Jakob,“ sagte er gelassen, „von mir war ein derartiger Glücksfall nicht zu erwarten, da hast du recht, und wenn einer abzubitten hat, dann bin ich's, nämlich wegen meiner Frechheit am Abend meiner Ankunft. Mir ist der Wind lange genug um die Ohren gepfiffen, als daß er mich nicht endlich hätte zur Einsicht bringen sollen: so kann's nicht weitergehen. Am ersten Tag da hab' ich freilich über allerlei Plänen gebrütet, die dir nicht grün waren. Aber siehst du, an diesem ersten Tag da fand ich das da“ — er griff in die Tasche und legte mit einer fast liebevollen Bewegung den — Louisdor auf den Tisch —. Das war mir ein Fingerzeig, wie ein Bild des Bodens, der goldene Früchte bringt. In der ersten Sekunde da dacht' ich freilich an Schnaps, aber nur diese eine Sekunde lang, und dann — nun, das Ding da ist schuld, daß ich dir in diesem Augenblick so und nicht anders gegenübersehe. Ich danke dir herzlich für die angebotene Hilfe, aber die Münze da genügt mir, wenn du sie mir lassen willst. Ich kann in mein altes Geschäft wieder eintreten und will's bald tun. Und zu Fuß will ich hingehen, um wieder ein Stück Heimat zu sehen und mir an ihrem Anblick neue Kraft zu holen.“

Er hob das Glas, und seine Augen waren die eines gefestigten, willensstarken Mannes.

*) Familie Capet nannte die französische Revolution die französischen Könige.

Zwei Tage später schritt Peter Feiertag, den derben Ziegenhainer in der Hand, mit fröhlichem Gesicht zum Thor des Städtchens hinaus, einem neuen, arbeitsfrohen Leben zu.

In der Laube des Rosengartens aber nahm eine halbe Stunde später der ehemalige Sekretarius Jakob Kunkel seine Geliebte um den Hals. Doch sein Gesicht war mehr ernst als lustig. „Es war kein unrecht Gut,“ sagte er nachdenklich, „denn es hat drei Menschen glücklich gemacht und es wird noch weiterhin Wohltaten stiften.“ Dann aber gab er seiner Liebsten einen Kuß und lachte wirklich: „Nun mögen aber auch wir erlöst sein: das war vorgestern das letzte Mal, daß ich wegen des Schatzes ge-

schwindelt habe. Ich denke, jetzt können wir ihn in Frieden genießen.“



Frau Melber.

Von
Alfred Vogt.

seit zwei Wochen lief Ehler Freedon, Student der Medizin aus Lübeck, in der kleinen

Universitätsstadt straßauf, straßab, ohne ein Zimmer zu finden. Wo er anklopfte, bekam er den Bescheid: „Es ist nichts mehr frei!“

Er war in einem Gasthof abgestiegen, der keineswegs zu den besten der Stadt zählte, dessen ungeachtet aber gepfefferte Preise nahm. Das Geld, das der Postsekretär Freedon seinem Sohn mitgegeben hatte — darüber war sich Ehler klar — würde unter solchen Umständen rasch aufgebraucht sein. Es war ihm peinlich, Zuschuß zu fordern. So kam ihm gleich zu Beginn des Semesters die Sorge übers Knie.

Beim Mittagbrot war er mit einem mittleren Beamten bekannt geworden. Der hatte gehört, im Haus des Bildhauers Gröninger in den Eichgärten sei ein Zimmer zu vermieten.

Freedon machte sich alsbald auf den Weg, der ihn die alte Stadtmauer entlang durch das Haintror ins Freie führte.

Er traf den Bildhauer in seiner Werkstätte, wurde von diesem an Frau Melber, die Zeitungsaussträgerin, verwiesen, die das Dachgeschloß innehatte.

Frau Melber, eine früh gealterte Fünziggerin, mit einem geraden, ehrlichen Gesicht, zeigte ihm eine kleine, dürftig eingerichtete Stube, von deren einzigem Fenster er über weites Gelände hinweg die feierliche Schönheit der fernen Gebirgskette genoß.

Der Mietpreis, den Frau Melber ihm nannte, war gering. Er griff sofort zu und sorgte dafür, daß noch am selben Tag seine Sachen aus dem Gasthof herbeigeschafft wurden.

„Ich bin allein und viel unterwegs,“ sagte die Zeitungsträgerin, „’s ist so still hier oben, man kann Federn seihen. Das wird Ihnen recht sein. Vor zwei Jahren hatt’ ich einen Zimmerherrn, der war Lehramtsassessor. Und war furchtbar dippelig. Wann ich als den Gang schrappen tat — und das muß doch auch sein — riß er die Tür auf und schrie: »Frau Melber, Sie reitet der Teufel! Glauben Sie denn, daß ich bei dem Spektakel arbeiten kann?« Ich nahm mein’ Schrupper und macht’ mich fort.“

„Ich bereite mich auf mein Examen vor,“ erwiderte der Student, „aber ich bin nicht so empfindlich wie Ihr Lehramtsassessor. Wenn Sie’s für nötig halten, den Gang zu schrappen, lassen Sie sich ja nicht stören!“

Bei der ersten Gelegenheit redete die Frau des Bildhauers im Vorgärtchen den Studenten an, fragte ihn, ob er mit seinem Zimmer zufrieden sei, und erzählte ihm Anteilnerweckendes aus dem Leben der Vermieterin.

Frau Melber war im Vogelsberg beheimatet, wo ihr Vater sich vom Hütetuben zum Ortsdiener emporgeschwungen hatte. Als er im Amt einem gefährdeten Ränkeschmied weichen mußte, wandte er seinem Stammort den Rücken und siedelte mit Frau und Tochter in die nahe Universitätsstadt über. Hier gewann er als Dienstmann seinen Unterhalt. Er starb hochbetagt. Seine Hausherre, die sich in der Stadt nie heimisch fühlte, war lange vor ihm aus dem Leben geschieden. Sanne, der Tochter, fiel ein hübsches Kapital zu, das fast zur selben Zeit einen Schornsteinfeger, einen Dachdecker und einen Vergolder in Bewegung setzte, der Erbin einen Heiratsantrag zu machen. Sie war bereits in den Dreißigen. Was ihr an Schönheit fehlte, wog ihre gute Gemütsart auf. Der Schornsteinfeger ging kohlrabenschwarz den lieben langen Tag mit der Tabakspfeife im Mund umher und spuckte unter knallenden Spritzern. Das stieß sie ab. Von dem Dachdecker hieß es, er flicke den Leuten die Dächer und lasse sich in die eigene Stube regnen. Grund genug, so einem Hannebambel nicht in die Ehehaft zu folgen. Wohl aber gefiel ihr der Vergolder Melber, nicht nur um seiner Persönlichkeit, sondern auch um seiner Kunstfertigkeit willen. Er war ein angenehmer Schwerenöter, hatte lange in Brüssel geschafft und hatte dort — worauf er sich nicht wenig zugute tat —, in der Kathedrale von St. Gudula ein Altargitter neu vergolbet. Wenn er am Feierabend die Sanne besuchte, Goldblättchen in Haar und Bart, sah er aus wie ein Prinz aus Märchenland. Sie hielt für gewiß, das Glück suchte sie, zauderte nicht und wurde Melbers Frau.

Anfangs führten die Eheleute ein einträchtig Leben. Die Sanne brachte ein Knäblein zur Welt, das im ersten Jahr seiner Schwäche erlag. Der Vergolder dehnte sein Geschäft aus. Eine größere Arbeit zu verrichten, ward er von einem Fabrikherrn nach Wiesbaden berufen. Dort ging er einer geliebten Person ins Netz. Die hatte ihn bald soweit, daß er mit seinem Verstand Ausverkauf hielt und all sein Geld zu ihr schleppete. Frau Melber, den Nacken vor Kummer gebeugt, wurde welk und alt. Ein paarmal hatte sie's unternommen, ihren Mann zur Rede zu stellen: es war den spitzen Mäusen gepfiffen. Die blonden Haare seiner Freundin zogen den Vergolder wie starke Seile in die Bäderstadt. Auf dem Neroberg während einer Fastnachtslustbarkeit war's, daß er plötzlich mit den Händen fuchtelnd zu Boden stürzte. Wenige Tage darauf hatte seine letzte Stunde geschlagen. Bei der Ordnung seiner Hinterlassenschaft zeigte sich, daß er keine Zahlungen mehr geleistet, über Hals und Kopf in Schulden gesteckt hatte. Seine bewegliche und unbewegliche Habe wurde ver-
gantet.

Arm wie eine Kirchenmaus zog Frau Melber zum Bildhauer Gröninger, der ihr in einer mitleidigen Regung das Dachgeschloß seines Hauses überließ.

Zuerst war sie, ihr Brot zu verdienen, in einer Wäscherei als Büglerin tätig. Das lange Stehen verursachte ihr Beschwerden. Darum gab sie die Stelle auf und trug im Nordviertel eine Zeitung aus, die in der nahen Großstadt erschien. Die Beschäftigung behagte ihr. Die Leute kannten und schätzten sie. Neben ihrem Botenlohn flossen ihr reichlich Neujahrgelder zu, so daß sie ein leidliches Auskommen fand.

Ehler Freedens, der Student, begegnete seiner Wirtin höflich und rücksichtsvoll. Er wußte, wie übel ihr mitgespielt worden war, und bewunderte sie, daß sie dem Leben so fest ins Angesicht schaute. Wenn sie ihm morgens das Frühstück brachte, plauderte sie mit ihm. Sie kam in vielerlei Häuser, hörte oft mehr an einem Tag wie ein anderer die ganze Woche. Sie knüpfte ihre Betrachtungen daran. Nie verfiel sie in öden Klatsch.

„Wohin man guckt,“ ging ihre Rede, „ist Lamento. Aber die Welt kehrt sich nicht dran und rispelt weiter!“

Allmählich trat Ehler aus seiner Zurückhaltung heraus und erzählte von seinen Eltern und Geschwistern. Die Eintracht deckte in seiner Familie den Tisch. Der Vater, der noch eine alte Mutter in Cutin zu unterstützen hatte, war nicht auf Rosen gebettet. Doch klagte er nie. Sein Kernspruch war: „Man kann auch mit Wenigem zufrieden sein!“ Nichts haßte er so sehr als Mittelmäßigkeit. Wer das Glück hatte, seinen Beruf nach eigener Neigung zu wählen,

mußte jeden Nerv anstrengen, sich hervorzutun und dem Besten des Volkes zu dienen. Seit hundertfünfzig Jahren waren die Freedens bei der Post beamtet. Ehler hatte mit dem Familienherkommen gebrochen. Er bezog die Universität in Kiel, hatte dort seine erste ärztliche Prüfung bestanden. Nun spannte er alle Kräfte an, sein Studium zu beenden und dem Vater nicht mehr auf der Tasche zu liegen.

Zuweilen schickte Frau Freedens ihrem Sohn ein Päckchen Marzipan. Ehler gab seiner Wirtin davon, und sie ließ sich das köstliche Zuckerwerk schmecken. Er zeigte ihr Ansichtskarten von Lübeck, erzählte von der Marienkirche, der Kapelle, die den berühmten Totentanz barg, von Travemünde, dem Meer, über das kein Mensch eine Brücke baute, das gewaltige Schiffe trug. Einmal las er ihr Gedichte von Emanuel Geibel vor, die er in der Stadt bei einem Antiquar erstanden hatte. Geibel sei Lübecker, sagte er. Er liebe den Dichter, nicht aus Heimatstolz, sondern weil er etwas Zartes, Verfühliches an sich habe, das immer wohlthuend berühre. Frau Melber nahm alles dankbar in sich auf. Seit sie die Schule verlassen, hatte keine Seele sich Mühe gegeben, ihr Leiter und Bildner zu sein. Nun ward sie von einem Gefühl erhoben, ihr Wissen in mancherlei Dingen bereichert zu sehen. Quellen rauschten, die ihr bis dahin verborgen waren.

Mitten im Semester war's, daß Ehler seiner Wirtin mitteilte, ein Freund, der lungenkrank sei und in die Schweiz reise, wolle ihm leihweise ein Pianino überlassen. Wo man es unterbringen könne? Seine Stube sei zu klein. Frau Melber fand einen Ausweg. Er solle das Instrument in ihr Wohnzimmer stellen, solle Musik machen nach Herzenslust.

Der Vorschlag leuchtete ihm ein. Zwei Tage später wurde das Pianino heraufbefördert.

Ehler spielte Bach, Beethoven, Schubert und Chopin. Seine Fingerfertigkeit ließ zu wünschen übrig. Sein Vortrag aber, wenn er sich seinem Gefühl hingab, hatte etwas Packendes, Erwärmendes. So oft es ihre Zeit erlaubte, hörte Frau Melber begeistert zu. Es war ihr, als strömte etwas Neues, Unbekanntes in sie hinein, das ihr Herz mit klingender Freude erfüllte. Das Leben hatte sie gehörig zerzaust und meinte es doch gut mit ihr. — — —

Glühheißem Sommer folgte ein strenger Winter. Ehler, der nach Verfluß der Ferien aus der Heimat zurückgekehrt war, stand am Fenster seines Stübchens. Den Blick ins Tal hemmten wallende Nebel. Ein böser Wind schlug an die Scheiben. Schneidende Kälte drang herein. Fast schien's, als ob selbst das Döckchen fröre. Feuer brannte, aber es wärmte nicht. Teufel auch! Hier unterm Dach Winters zu Hause, da konnte man aus den Kadbaunen fahren!

Ehler wartete auf sein Frühstück. Frau Melber ließ sich nicht blicken. Da ging er an ihre Tür und pochte. Sie rief ihn herein. Sie lag im Bett. Ihr altes Beinleiden, klagte sie, hatte sich wieder eingestellt. Sie hatte versucht, aufzustehen, war aber nicht imstande, sich zu bewegen. Sie bat Ehler, auf dem Weg in die Klinik bei der Agentur der Zeitung vorzusprechen und zu melden, daß sie erkrankt sei. Offenbar litt sie große Schmerzen. Ihre Augen waren aus den Höhlen getreten. Sie hatte sich ein wenig aufgerichtet, plötzlich sank sie, sich krampfhaft krümmend, zurück. Ob sie einen Arzt wünsche, fragte Ehler besorgt. Sie schüttelte den Kopf. Sie kannte ihre Natur. Ein paar Tage Ruhe und sie kam wieder auf die Beine.

Der Vertreter der Zeitung, dem Ehler ausrichtete, was ihm aufgetragen war, rief ärgerlich: „Ich versteh' nicht, daß die Frau jetzt erst schickt. Wo krieg' ich denn gleich jemand her?“

„Frau Melber,“ verteidigte der Student seine Wirtin, „hat so lange gewartet, weil sie die Zeitung unbedingt austragen wollte. Ich wohne bereits im zweiten Semester bei ihr und weiß, wie pflichttreu sie ist. Offenbar hat sie ihre Kräfte überschätzt. Sie ist aufgestanden, mußte sich aber wieder legen.“

Der Vertreter schritt in seiner Geschäftsstube hin und her und brummte: „Eine unangenehme Geschichte!“

Ehler Freedens hob den Kopf.

„Schreiben Sie mir, bitte, die Namen der Abonnenten auf, die für das Nordviertel in Betracht kommen. Ich werde den Leuten die Zeitung heut bringen!“

Der Vertreter sah den Studenten ungläubig an.

„Sie sagen das so. Wer garantiert mir denn —“

Ehlers Arme zuckten nach vorn.

„Wenn ich etwas verspreche, Herr, pflege ich es zu halten. Ich tue Frau Melber gern einen Gefallen!“

Die krause Stirn des Vertreters glättete sich.

„Nichts für ungut! Seitdem ich im Geschäft bin, ist es noch nicht vorgekommen, daß ein Student die Zeitung ausgetragen hat. Die Hauptsache ist, daß ich mich auf Sie verlassen kann!“

Er trat an die Kartothek und stellte die Namen der Nordviertelabonnenten zusammen. Die Liste händigte er mit einem Paß Zeitungen dem Studenten ein. Der marschierte ab.

In ein bis zwei Stunden, nahm Ehler an, war das Geschäft abgetan. Er irrte sich gewaltig. Er mußte sich über die verschiedenen Straßen unterrichten, mußte sich wegen der Wohnungen der Zeitungsbesteller so oft zurechtweisen lassen, daß er nur langsam vorwärts kam.

Gegen Mittag gab er ganz nahe an den Eichgärten beim Domänenrat Schaum die Zeitung

ab. Dieser, ein alter Herr mit fleischigem Hals und kleinen, schwimmenden Augen, öffnete just die Vorplattür und fragte: „Wo ist denn die Frau Melber?“

Ehler küftete den Hut.

„Sie ist krank!“

Der Domänenrat maß den Studenten von Kopf bis zu Fuß: „Und da tragen Sie die Zeitung aus?“

„Jawohl!“

„Ich sehe Sie öfter vorübergehn.“

Ehler stellte sich vor, sagte, daß er bei Frau Melber wohne, und heut, weil so rasch kein Ersatz beschafft werden konnte, für sie als Zeitungsträger eingesprungen sei.

Der alte Herr warf den Kopf zurück und grinste.

„Sie sind ein Unikum, Herr Studiosus Freedens! Treten Sie doch ein bißchen näher!“

„Aber nur für eine Minute,“ sprach Ehler eifrig, „die Leute wollen ihre Zeitung haben!“

In seiner Arbeitsstube richtete der Domänenrat an den Studenten das Wort: „Ich kenne das Gröningersche Haus. Es ist miserabel gebaut! Und nun gar die Mansarde im Winter! Da friert Mark und Bein zusammen. Ich hatte einen Herrn im Quartier. Der ist nach Darmstadt versetzt worden. Ich will Ihnen das Zimmer zeigen. Es steht zu Ihrer Verfügung, falls Sie mit der Wohnung wechseln wollen.“

Er führte Ehler in ein geschmackvoll ausgestattetes, behaglich erwärmtes Zimmer. Die Wände waren mit alten Kupfern geschmückt. Auf dem Schreibtisch stand eine elektrische Lampe. Ein mit rotem Plüsch überzogenes Halbsofa lud zur Ruhe ein. Daneben hatte ein Rauchtischchen seinen Platz. Allem Anschein nach mußte auch das Bett, vor das eine spanische Wand gerückt war, vortrefflich sein. Der Mietpreis, den der Domänenrat forderte, war mäßig.

Ehlers Blicke liebkosten den für seine Begriffe geradezu üppig eingerichteten Raum, und er sprach bei sich: „Was für ein Glücksfall! Hier ist gut sein!“

Er dankte dem Domänenrat. Er werde ihm Bescheid geben. So schnell als möglich.

Indes er die Zeitung weitertrug, bedachte er, wie es Frau Melber aufnehmen würde, wenn er ihr kündigte und in vier Wochen zog. Kein böses Wort würde über ihre Lippen kommen, sie würde betroffen und traurig sein. Er hatte sie liebgewonnen in ihrer naturwüchsigen, biederen Art. In mancher Hinsicht glich sie seiner Mutter. Die Kündigung wurde ihm nicht leicht. Und doch, der Gedanke, den Winter über in dem kalten Gelaß zu hocken, war für ihn niederdrückend. Die bessere Unterkunft beim Domänenrat würde seine Arbeit fördern. Das Gefühl hatte sein Recht, gewiß. Den Vernunftgründen

aber, die er ins Feld führte, konnte Frau Melber sich nicht verschließen. Er nahm eine energische Haltung an. Er würde ziehen.

Fünf Tage war Frau Melber aus Bett gefesselt. Dann konnte sie ihr Amt wieder übernehmen. Freedom hatte ihr gegenüber kein Wort verlauten lassen, daß er einen Tag ihren Dienst versehen. Doch erfuhr sie's auf der Agentur.

Atemlos, von Erregung durchzittert, trat sie in seine Stube.

„Ei, Herr Freedom, was hab' ich dann da gehört? Ich könnt' vor Freud' gerad flennen!“

Der Student stand auf.

„Was war denn Großes dabei? Ich hab's herzlich gern getan!“

Sie machte eine lebhaftere Bewegung. Ihre braunen Kinderaugen leuchteten.

„Herr Freedom, ich will das net lang verflücken. Aber wann man alles bei die Weg' tut, 's kost' Suchen, bis man ein'n find't wie Sie! 's ist was Seltsames. Ich sag's Ihnen vor die Stirn: seit Sie bei mir sind, spür' ich das Leidmütige net mehr!“

„Und nun soll ich ihr kündigen,“ sprach er bei sich. „Das ist bitter!“

Er senkte den Blick. Sollte er Fixmatenten machen? Behüte! Er ging ehrlich zu Werk. Einmal mußte es heraus.

„Alles, was wahr ist, Frau Melber,“ stotterte er, „wir sind gut miteinander ausgekommen! Weil Sie grad' hier sind,“ setzte er, rot werdend, hinzu, „will ich's Ihnen jetzt sagen: wir müssen uns leider trennen!“

Schreck prägte sich in ihren Zügen aus.

„Sie wollen fort?“

„Ich studiere hier weiter, aber ich ziehe aus!“

Sie schnappte nach Luft.

„Ja sind Sie dann bei mir in Hahnenkrallen gefallen? Sie haben's doch menschlich gehabt!“

„Sie persönlich, Frau Melber, soll nicht der Schatten eines Vorwurfs treffen. Die Sache ist einfach die, mir starren die Finger vor Kälte. Ich halt's im Winter hier oben nicht aus. Da hat mir der Domänenrat Schaum ein schönes Zimmer angeboten. Und warm. Das nehm' ich!“

Ganz gebrochen stand sie da. Ihre Hände tasteten die Brust entlang.

„In Gottes Namen!“ stieß sie hervor, „so mag's geschehen!“

Und wankte weiß wie die Wand hinaus.

„Die treue Seele!“ sprach Freedom vor sich hin. „Ich bin wahrhaftig nicht rührselig. Aber sie dauert mich furchtbar. Und wenn mir angeboten war, beim Domänenrat wie ein Prinz zu wohnen, ich hätt's ihr nicht antun dürfen!“

Der Kündigung, kaum ausgesprochen, folgte die Neue als hinkender Bote nach. —

Fortan, wenn Frau Melber durch die Straßen schlurzte, wenn sie allein in ihrer Stube war, simulirte sie: „Ich hab' keine Sachen in Ord-

nung gehalten. No, das verstand sich von selbst. Er ist ein grundguter Mensch. Das hat er bewiesen. Er hat seine Freiheit, kann tun, was er will. Mit klaren Sinnen rafft das keins bö's auf. Die Kält', schäk' ich, ist's net allein, wesentwegen er zieht. Da ist noch ein Knoten. Mein Unglück ist halt, ich hab' die Feinigkeit net für die besseren Leut'!“

Sie seufzte. Der herbe Zug um ihre Lippen spannte sich weiter. Sie kämpfte gegen ihre Mutlosigkeit, aber sie schüttelte sie nicht ab.

Einmal nahm der Domänenrat Schaum die Zeitung von ihr entgegen.

„Na, wieder gesund, Frau Melber?“

„Zawohl, Herr Domänenrat!“

Es lag ihr auf der Zunge, daß sie sagte: „War dann das nötig, daß Sie mir mein' Student



Nun setzte er sich hin und spielte. Spielte einfach, aber ergreifend.

abgespannt haben?“ Sie hatte auch ihren Stolz. Sie schwieg.

Brachte Frau Melber ihrem Zimmerherrn jetzt das Frühstück, bot sie mit klangloser Stimme die Zeit. Er sah, wie sie in sich zusammensank. Sah ihr bekümmertes Gesicht.

Das ging ihm nach, in den Operationsaal, ins Kolleg.

Er schrieb seiner Mutter, in welche Verwicklung er geraten sei.

Die Antwort kam: „Das wohnliche Zimmer beim Herrn Domänenrat hätte ich Dir gern gegönnt. Immerhin, überlege es Dir. Was Du mir von Frau Melber erzählt hast, hat mich

sehr für sie eingenommen. Gibt es denn kein Kunstmittel? Wie wäre es, wenn Du ihr vorschlägest, sie soll Dir einen neuen Ofen setzen, soll Dir ein Doppelfenster machen lassen? Dann ist Dir geholfen. Und ihr auch."

"Das Ei des Kolumbus!" rief Ehler strahlend. "Die kluge Mutter!"

Gleich ging er zu Frau Melber, die eben von ihrem Geschäftsgang heimgekehrt war.

"Wie wär's," hob er an, "wenn Sie mir einen neuen Ofen setzen ließen und wenn ich ein Doppelfenster bekäme? Dann wäre mir geholfen. Dann würde ich bleiben!"

Sie schlug die Hände klatschend zusammen. Freude verbreitete sich über ihr Gesicht.

"Warum haben Sie mir das net gleich gesagt?"

Den Brief der Mutter verhehlte er und schwindelte: "Es ist mir hintennach erst eingefallen!"

Sie glühte vor Eifer.

"Ich laß' Ihnen natürlich einen neuen Ofen setzen und laß' auch ein Doppelfenster machen!"

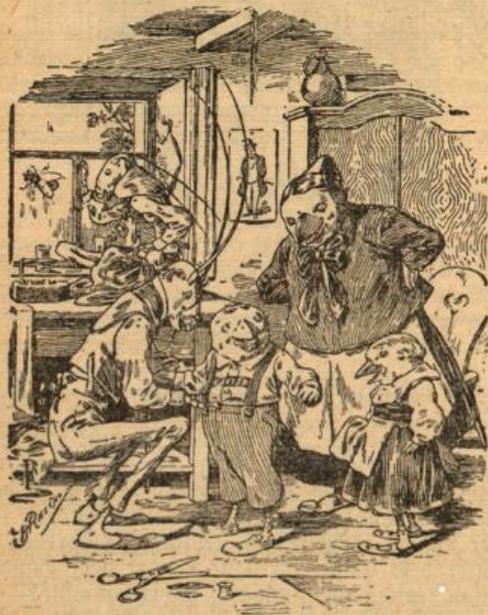
Er gab ihr die Hand.

"Dann sind wir ja einig. Ich bleibe!"

Von Stund' an, daß Frau Melber erkrankt war, hatte Ehler das Klavier nicht mehr berührt. Nun setzte er sich hin und spielte, einfach, aber ergreifend, aus der Tiefe des Gefühls.

Frau Melber sank auf einen Stuhl. Lauschte, ein Lächeln um den halbgeöffneten Mund. Sie verstand die Seelensprache. Und die hellen Tränen liefen ihr über die Backen.

Die ersten Hosen.



Wie's dem Rotebächlesbauer mit einem Seelachs erging.

Von Franz Woas (Wiesbaden).



Unwirsch war der Rotebächlesbauer; arg unwirsch. Die Frau hatte ihm stark zugehört, er sollte doch nach Gengenbach hinein; und er wollte nicht; nein, durchaus nicht; die Stiefel drückten ihn gar so arg, wo er doch den ganzen Tag in ihnen draußen auf der Wiesen die Gräben neu gehackt, einen um den andern. Nein, er wollte durchaus nicht.

Oder tat er nur so?

Denn das wußten doch alle Nachbarn ringsum, daß er gar nicht so ungern im „halben Mond“ zu Gengenbach saß und da ein Schöpplein trank — oder auch zwei . . .

Er wollte sich wohl von der Frau nur nötigen lassen, damit es nicht immer hieß: er wär's, der gar nicht oft genug nach Gengenbach hinein kommen könnte, wo er doch so gut wie nichts zu tun hätte.

Diesmal ging das Drängen aber mit gutem Grunde von der Frau aus: sie hatte es im Blättchen gelesen, beim Schmieder, dem Fischhändler in Gengenbach, sei eben eine Sendung Fische eingetroffen; wer Bedarf hätte, solle nur schleunigst kommen und kaufen.

„Werden sündig teuer sein," wandte der Bauer ein.

„Ja," machte die Frau. „Schlägst es eben auf den Saathafel drauf. Und dann, weißt du, ist es ein guter Fisch, Kabeljau nämlich. Den haben wir die ganze Zeit über, wo ich in Mann-

heim bei Postfchreibers war, jeden Freitag gegessen.“

„Der Hungerleider! Bei dem gab's immer das Billigste.“

„Billig? — Nun ja, das war der Fisch dazu, aber gut geschmeckt hat er doch. Heute wird er unter sechs Mark das Pfund nicht zu haben sein.“

„Sechs Mark,“ machte der Bauer. „Brrr! Und wieviel brauchst du? Unter drei Pfund kommst du gar nicht weg bei den vielen Mäulern, die davon haben wollen.“

„Drei Pfund? Langt nicht. Vier zum wenigsten müßten es sein. Bei Postfchreibers in Mannheim hatten wir allemal vier.“

„Geh mir ab mit dem ewigen Postfchreiber! Aber meinetwegen, ich will dir den Gefallen tun. Lang mir 'mal die Stiefel her.“

Und richtig zog er sich, nur unter etlichen Weh und Ach, die nassen Stiefel wieder an und machte sich fertig zu dem 'schweren Gange.

Bei dem vielen Hin und Her zwischen Mann und Frau war es später Nachmittag geworden, und als so der Bauer um die Dunkelstunde zum Herrn Schmieder in den Laden trat, sah er gleich die Bescherung: aller Kabeljau war ausverkauft.

„Kein Kopf und kein Schwanz ist mehr da!“ So lachte der Fischhändler den Bauer an, und er hatte auch gut lachen nach dem schönen Geschäft; das Pfund sechs Mark!

Der Bauer war doch arg verdutzt, ob ihm gleich die Welt an dem dummen Fisch auch nicht gerade lag.

„Aber,“ so setzte der Herr Schmieder dann noch freundlich zu, „einen andern Fisch könnt Ihr noch haben, freilich nur noch einen einzigen, wie er mir gerade so geblieben ist. Er war eigentlich für die Frau Forsträtin bestimmt, die aber plötzlich verreisen mußte; so hat sie ihn abbestellt.“

Damit legte er auf den Ladentisch einen schönen, schlanken Fisch mit goldglänzenden Schuppen hin, der wohl beinahe einen Meter lang war.

„Seelachs ist es,“ sagte er dazu. „Das Feinste, was man jetzt so hat; fünf Mark fünfzig das Pfund.“

Der Preis war dem Bauer schon recht. Aber was war der Fisch so lang! Wie schwer mußte er sein!

Herr Schmieder wog ihn aus: 4 Pfund und 200 Gramm; und schnell hatte der gewandte Mann auch die Summe heraus: „24 Mark und 20 Pfennige.“ Da es aber Feierabend, wollte er ihn für 23 Mark 50 Pfennige lassen.

„Her damit!“ sagte er also. „Packen Sie mir das Fischlein ein.“

Herr Schmieder brachte einen großen Bogen Papier herbei; aber ganz ging da der lange Fisch doch nicht hinein; unten mit dem Schwanz

guckte er ein gut Stück aus der Dreißgauer Zeitung doch heraus.

„Tut nichts, tut nichts,“ meinte der Bauer, zahlte und nahm das lange Ding unter den linken Arm, als ob's ein Regenschirm wäre.

„Kommt gut heim damit, Kotebächlesbauer,“ sagte zum Abschied Herr Schmieder, und als der Bauer zur Ladentür hinaustrat, setzte er noch zu: „Sorgt, daß er Euch nicht fortspringt in die Keinzig. Er lebt noch.“ Verschmizt lachte er dabei.

„Wie?“ fragte der Bauer verdutzt; „der Fisch da lebt noch?“

„Ei freilich,“ war die Antwort. „Gebt ihm daheim erst noch einen Schlag auf den Däz.“ Lachend schloß er dann den Laden.

Etwas verwundert stand der Bauer draußen und schaute mißtrauisch auf das längliche Paket, das er unterm Arm trug; aber es rührte sich an dem Fische nichts.

„Dummes Zeug!“ machte er deshalb und



„Kommt gut heim damit, Kotebächlesbauer.“ sagte zum Abschied Herr Schmieder.

trölte sich munter ab, ganz zufrieden mit dem Kauf.

Nun flugs in den „halben Mond“ hinein! Fing es doch schon zu dunkeln an; aber zu einem Schöppllein Neuen wird's noch langen. Oder sollten es nicht auch ihrer zwei sein können? — Der Bauer rechnete und rechnete, während er hinter dem Glase saß, was er bei dem Handel genau genommen erspart haben mochte? — Konnte darüber nicht ins reine kommen, und

schon war der Schoppen hin. Ärgerlich wurde er, arg ärgerlich.

„Das muß ich doch erst herauskriegen,“ knurrte er bei sich und bestellte dazu den zweiten Schop-



Der Bauer sah, wie der Schwanz am Fisch sich bewegte.

pen; aber auch der half ihm nicht rechnen, und als es ihm auch beim dritten nicht gelang, gab er's auf.

Den Fisch hatte er neben sich auf die Bank gelegt, dicht neben sich. Ha, den wollte er nicht vergessen; und wegspringen sollte er ihm auch nicht. Quer über der Bank lag das Paket, und aus dem Papier schaute der Schwanz bloß heraus. Als der Bauer zufällig einmal nach dem Fische hinschaute, sah er deutlich, wie der Schwanz am Fische sich bewegte.

„Das Mackervieh lebt also wirklich noch,“ sagte er sich da. In Wahrheit hing das aber anders zusammen: da war eine Katze in der Gaststube, eine große graue Hauskatze, die unter der Bank versteckt saß und begehrllich mit dem herabhängenden Schwanz des Fisches spielte, ohne daß der Bauer es sehen konnte.

Arg dunkel war es schon, als der Bauer den „halben Mond“ verließ, der wohl als Schild am Hause, aber dafür nicht am Himmel hing. Doch war alles in schönster Ordnung; die drei Schoppen glatt bezahlt, und unterm linken Arme stat fest und sicher der verteilte Fisch — ob nun tot oder lebendig, das war alles eins. Dieser Schmieder, der dumme Kerl! Hat sich gewiß nur wollen einen Spaß machen. So ein Fisch, der weit aus dem Meere herkommt, kann doch nicht mehr leben? Unsinn. Aber so sind die Leute in der Stadt. Wollen sich über uns Bauern immer lustig machen; und dabei — wer ist denn allweil der Geprüßelte? Der Bauer nicht. Hahaha! Hol euch doch alle der und jener! —

Damit stolperte der Bauer in der Dunkelheit weiter durch die Straße, bis ihm diese auf ein-

mal so fremd vorkam. Verstört tappte er sich weiter, und bald merkte er doch, daß er zum falschen Tore hinausgezogen war. Er wollte doch nicht nach Reichenbach! Beileibe nicht! Heim wollte er. Flugs kehrte er um, und mit einiger Mühe gelangte er dann auch ans richtige Tor und weiter auf den richtigen Weg zu seinem Hofe.

Da konnte er nun nicht fehlen. War's auch dunkel, stockdunkel jetzt, daß er mitunter meinte, er steckte in einem Ledersack, so kam er doch, wohin er wollte. Der Bach, der neben ihm von oben her kam und den er deutlich rauschen und rieseln hörte, wies ihm ja genau den Weg, den er zu gehen hatte. Der Weg aber war steil, steinig und holprig; jetzt zeigte sich, was er der Frau bezüglich der Stiefel nur so vorgemacht hatte: sie waren freilich nicht mehr naß, sondern gut abgetrocknet in der Zeit, wo er in ihnen hinter den drei Schoppen so gut warm geessen hatte; aber hart waren sie, steinhart und drückten und quetschten ihm arg die Zehen. Wenn er nun gar an einen Stein damit stieß — au, wie weh tat das; und einen großen Sprung machte er dann immer ins Dunkle hinein, um womöglich wieder an einen Stein, und gar noch einen größeren, zu stoßen: „Himmelherrgott, wär' einer nur daheim und läg' im warmen Bette!“

Endlich war's so weit. Hier zur Linken stand ja schon des nächsten Nachbarns Haus, das neu-modische, das auch bei der Dunkelheit immer noch so halb und halb zu erkennen war. Jetzt noch das letzte steile Wegstück in die Höhe; dann



Pardauh, da lag der Bauer auf der Nase.

über das Brückle hinüber, und es ist geschafft, wir sind daheim.

Aber wo war nur dies Brückle? Vorsichtig tappte der Bauer weiter. Dicht dabei hörte er es deutlich rauschen und rieseln. Hier mußte das Brückle sein. Rasch und entschieden tat er einen Schritt vorwärts — pardauh! da lag er

auf der Nase und streckte alle viere von sich; im Wasser aber gab es einen lauten Klatsch.

Da hatten wir's. Es war natürlich der Fisch. Der war — dem Bauer unter dem Arm weg — ins Wasser gesprungen, mitten in den Bach hinein.

Erst lag der Bauer eine ganze Weile da. Nach dem langen, schlimmen Gange — wie lag es sich doch so gut im weichen Grase; bis er mit einem Male aufsprang: „Hui, was wird die Frau sagen, wenn der Fisch weg ist!“ Also auf! Ihn gesucht! Ihn nach! —

Doch was half alles Suchen und Fluchen! Der Fisch war weg; er wird halt flugs den Bach hinuntergeschwommen sein und ist morgen schon in Mannheim und bald wieder im Meer, wo er hergekommen.

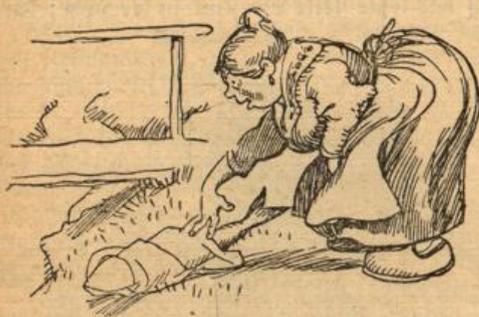
Recht gedrückt ging er schließlich in sein Haus hinein.

„Wo ist der Fisch?“ war das erste, was die Frau fragte.

„Mir unterm Arm weggesprungen. Der schöne Fisch! Weggeschwommen.“

Dann erzählte er alles wahrheitsgetreu . . . nur daß es drei Schoppen gewesen, das sagte er gerade nicht; aber es war ja auch nicht nötig; die beiden Schoppen, die er unterschlug, hörte und sah sie ihm an; sie kannte den Helden. So bekam er eine Predigt, die auf drei Schoppen paßte und nicht auf einen.

Der Bauer machte, daß er ins Bett kam, und zog sich die Bispelmütze tief auf die Ohren her-



Schon früh am Morgen aber fand die Bäuerin den langen Fisch — noch immer fest eingewickelt in das Zeitungspapier.

unter; schlief und schlief dann bis in den späten Morgen hinein.

Schon früh am Morgen aber war die Bäuerin wach. Gleich ging sie ans Brückle, und wen fand sie da? Dicht am Brückle? Den langen Fisch — noch immer fest eingewickelt in das Zeitungspapier; nur der breite lange Schwanz guckte an dem einen Ende heraus. Er war wirklich und wahrhaftig tot und es längst gewesen. — —



E Hochzit.

Von August Ganther.

's liab Klärli, 's liab Klärli,
's flott Herli, 's goldegäl,
flecht sorglig sini Söpsli
Un strählt sie mit em Strähl.

Ins Röckli, ins Röckli
Schlupft's flink, ins farnemm blau.
Hütt isch es noch e Jumper,
Doch morn isch's schu e Frau.

's wiß Kränzli, 's wiß Kränzli
Seht's uf enanderno,
Un in d'r Kammerpiagl
Luegt's sölli, sölli froh.

D'r Baschi, d'r Baschi,
D'r Brüttigam judzt: „Juh!
's nettst Maidli, 's flottst vun alle
Bisch du, liab's Herzli, du!“

Un d' Glocke, un d' Glocke,
Dia lüdde: „Bim, bam, bum!
D'r Pfarrer bast un wardet,
Als vora, Pärli! Kumm!“

Doch 's Brüttli, doch 's Brüttli
fangt grusig z' grillen a.
„Was hüßsch denn?“ frogt d'r Baschi.
„Wil i nit Koche ka.“

„Sei z'friede, sei z'friede,
Hör uf un loß des G'schrei.
M'r hen jo nig zuem Koche,
Nor isch's jo einerlei!“

Der Radscha.

Von A. Theinert.

Ein braunes Gesicht, scharf geschnittene Züge und tiefschwarze Augen mit einem hohen Intelligenz und unbeugsamen Willen bekundenden Blick. Eine hochgewachsene, schlanke und geschmeidige Gestalt; graziose, aber reservierte Haltung. Die Manieren des vollendeten Gentleman und das sichere Auftreten des routinierten Weltmannes. Ein melodisches Organ mit einem Tonfall in der Stimme, der dem Hörer die Ueberzeugung aufdrängte, der Sprecher sei es gewohnt, zu befehlen und unbedingten Gehorsam zu erwarten.

Damit wäre in Umrissen ein Bild seiner Hoheit des Radscha gegeben. Des Radscha? — Von was? — Von woher?

Wenige fragten darnach, und die wenigen, die es taten, gaben sich leicht mit den sehr unbestimmten Antworten zufrieden, die sie von solchen erhielten, welche nicht mehr von der Sache wußten als die Fragenden selber.

Auch Lady Maude Amhorst wäre nicht imstande gewesen, die genaue Lage und Ausdehnung der Ländereien des indischen Fürsten zu bezeichnen, und ebensowenig hätte sie erklären können, wie es eigentlich gekommen war, daß aus der in einer großen Abendgesellschaft in London gemachten Bekanntschaft nach und nach eine Freundschaft sich entwickeln konnte, intim genug, in einer Einladung nach Amhorst Manor zu gipfeln.

Die von Lady Maude alljährlich im Herbst auf dem Stammsitz der Familie versammelten Gäste bildeten einen sehr vornehmen und exklusiven Kreis, in den immer wenigstens einer der Könige der letzten hauptstädtischen Saison eingeführt wurde. In diesem Jahre war die Rolle des Paradegastes dem interessantesten, mysteriösen Radscha zugeteilt worden.

„Ruth Stirling wird ein paar Wochen bei uns verweilen, und ich möchte Ihnen Gelegenheit geben, sie besser kennen zu lernen,“ hatte die Dame des Hauses zu dem Indier gesagt, als sie ihn aufforderte, nach Amhorst Manor zu kommen.

Die junge Miß Stirling hatte schon in London, wo sie in jener Sommersaison zum erstenmal öffentlich in der großen Gesellschaft erschienen war, die Wahrnehmung gemacht, daß der Indier sie auszeichnete, daß seine Blicke oft lange auf ihr ruhten mit einem Ausdruck, der sie erschreckte und doch faszinierte. Der Mann löste ihr eine instinktive Scheu ein, sie war sich aber daneben doch bewußt, ihm gegenüber unter einem Banne zu stehen, der sich nicht abschütteln ließ.

Von den jüngeren Herren, die als Gäste in

Gebeils Rheinl. Hausfr. 1922

Amhorst Manor weilten, wurde Ruth Stirling eifrig umschwärmt, als ernst zu nehmender Bewerber kam aber eigentlich nur Sir Walthor O'Connor, ein liebenswürdiger, reicher Irländer, in Betracht.

Das von der ersten Begegnung an abweisende Verhalten dieses jungen Edelmannes seiner Hoheit dem Radscha gegenüber steigerte sich bald zu markierter Feindseligkeit, als er in dem Indier einen Rivalen vermuten mußte. Daß dieser die gelegentlichen Bräuserien des andern vornehm ignorierte und nie eine Spur von Eifersucht bekundete, war nicht geeignet, den Irländer verständlicher zu stimmen, im Gegenteil, er fing an, die exotische Hoheit zu hassen. „Wenn General Amhorst noch lebte,“ bemerkte er eines Abends im Billardsaale, als die Türe hinter dem sich entfernenden Radscha zusiel, „dann wäre dieser Bursche kein geehrter und bevorzugter Gast in diesem Hause. Der General kannte Indien und die Indier zu gut, um einen solchen in unseren Kreisen für gleichwertig und vollberechtigt anzuerkennen.“

Diese Ansicht wurde von den meisten der Anwesenden geteilt. Bei den Herren war seine Hoheit nicht persona grata, er stellte sie zu sehr in den Schatten den Damen gegenüber, die, mit wenigen Ausnahmen, für den interessanten Orientalen begeistert waren.

Daß sie mit dessen Einführung in ihren Kreis einen großen Trumf ausgepielt hatte, war Lady Amhorsts feste Ueberzeugung, und als sie an jenem Abend, die mondbeschienene Veranda überschreitend, Ruth und den Radscha allein und in anscheinend vertraulichem Zwiegespräch gewahrte, huschte ein befriedigtes Lächeln um ihre Lippen.

Auf die Veranda war Ruth in Begleitung von Sir O'Connor gekommen, dieser aber nach einer Weile ins Haus gegangen, um einen Band Gedichte zu holen, von dem man gesprochen hatte. In der nächsten Minute hatte, wie plötzlich aus einer Versenkung gestiegen, die dunkle Gestalt des Indiers vor dem Mädchen gestanden.

Von dem in seiner Nähe stets empfundenen Angstgefühl beherrscht, zupfte sie nervös an den Spitzen ihres Umhanges. „Ein wundervoller Abend,“ bemerkte sie, das unheimliche Schweigen brechend, „und leider mein letzter hier; morgen reise ich heim.“

Im Gesicht des Radscha zuckte es. Er beugte sich über die vor ihm Sitzende und umspannte mit festem Griff ihre Handgelenke.

„Sie werden nicht reisen,“ sagte er in befehlendem Tone. „Ihre Anwesenheit hier ist für mich unentbehrlich. Ich verbiete Ihnen, Amhorst Manor zu verlassen!“

Sein Blick bohrte sich tief in die Augen des Mädchens, das, wie hypnotisiert, keinen Widerspruch erheben konnte.

„Sie werden nicht reisen!“ wiederholte der Indier, „und Sie werden schweigen darüber, daß ich es so bestimmt habe!“

Der Schall sich nähernder Schritte machte der Szene ein Ende. Der Radscha trat abseits und lehnte sich gegen eine Säule.

„Ich bin länger fortgeblieben, als ich wollte,“ wandte sich der herankommende O'Connor, den Indier ignorierend, an Miß Stirling. „Ich konnte das Buch nicht gleich unter meinen Sachen finden, aber hier ist es. „Bitte, nehmen Sie es mit, wenn Sie uns morgen verlassen.“

„Ich danke,“ erwiderte Ruth, immer noch unter dem dämonischen Einfluß des Indiers stehend, „aber ich habe mich anders besonnen, ich werde noch ein paar Tage hier bleiben.“

Der junge Isländer struhte. Seine Freude über diese Mitteilung war keine ungetrübte.



„Sie werden nicht reisen!“ sagte er in befehlendem Tone.

Warum hatte sie so plötzlich ihre Abreise verschoben? Wem zuliebe blieb sie? Er schaute sich nach dem Indier um, der aber war verschwunden.

Am folgenden Morgen, als die Gesellschaft um den Frühstückstisch versammelt war, stieß Lady Amhorst beim Sortieren der eben eingegangenen Postfächer einen Ruf angenehmer Ueberraschung aus: „Ah, von Artur! — Southampton gestempelt.“ Und den Umstehenden sich zuwendend, erklärte sie: „Von meinem Schwager,

Oberst Amhorst. Er kommt direkt von Indien und wird, hoffe ich, heute abend schon hier sein.“

Sie überflog rasch den Inhalt des Briefes. „Ein Postskriptum, das dich angeht, Ruth,“ lachte sie, „höre, was er schreibt:

„Mein Liebling, die kleine Ruth wird jetzt wohl keine kleine Ruth mehr sein und die kurzen Kleider abgelegt haben. Grüße sie herzlich von mir und sage ihr, daß ich etwas mitbringe aus der Fremde, ein Geschenk, das ihr Freude machen wird. Hoffentlich hat sie den alten Freund nicht vergessen.“

„Den Onkel Oberst vergessen!“ rief Ruth aus. „Wie kann er nur so was denken. Ich freue mich ja närrisch darauf, ihn wiederzusehen.“

Der Radscha, der aufmerksam zugehört hatte, wandte sich jetzt an das ihm gegenüberstehende Mädchen: „Es wird eine indische Kuriosität sein, die Oberst Amhorst mitbringt. — Interessieren Sie sich für mein Heimatland, Miß Stirling?“

Ruth wußte es, daß sie dem vollen Blick des Indiers gegenüber keinen eigenen Willen mehr hatte, sie hielt daher die Augen gesenkt, als sie mit Aufbietung aller Energie sich zu antworten zwang: „Nein, wirklich nicht, ich habe mich immer sehr wenig um Indien bekümmert und hätte es wahrscheinlich überhaupt nie getan, wenn Oberst Amhorst in England geblieben wäre.“

Diese gesucht unhöfliche Antwort des sonst so feinfühlenden und taktvollen Mädchens mußte allgemein auffallen, und die Augen einiger Damen richteten sich mißbilligend auf sie. Sir O'Connor wurde durch die schroffe Abweisung des Rivalen angenehm berührt, aber auch er schaute doch verwundert erst Miß Stirling und dann den Radscha an. Auf dessen Gesicht war nichts von dem zu lesen, was sein Inneres bewegte, er schwieg und machte an diesem Vormittag keinen Versuch mehr, sich Miß Stirling zu nähern.

Bei seinem unerwartet frühen Eintreffen schon am Nachmittage fand Oberst Amhorst das Haus so gut wie verlassen; seine Schwägerin und die meisten Gäste waren draußen im Park. Er ließ das mitgebrachte Handgepäck nach dem für ihn, wie er wußte, bereitgehaltenen blauen Zimmer bringen und machte sich, den Diener entlassend, selber ans Auspacken.

Der Oberst, ein stattlicher, selbstbewußter, strengblickender und gut konservierter Fünfziger mit kurzgeschorenem grauen Haar und einem martialischen, noch dunklen Schnurrbart, hatte in den letzten sechs Jahren an verschiedenen indischen Fürstenthöfen, als Vertreter der englischen Regierung, seine Persönlichkeit in einer Weise zur Geltung gebracht, die ihm keine Sympathien von

seiten der Eingeborenen eintrug. Er verachtete die Hindus als Masse und als Einzelwesen gründlich und wurde von ihnen ebenso gründlich gehaßt. Ein schwerer Verstoß gegen althergebrachte, den Hindus heilige und von seinen Vorgängern stets respektierte Sitten hatte einen Sturm von Beschwerden heraufbeschworen und Anlaß zu der Abberufung Amhorsts gegeben. In seinem Herzen gab's nur zwei weiche Stellen, eine für die kinderlos gebliebene Witwe seines Bruders, die andere für die mit den Amhorsts verwandte Ruth Stirling, die in ihrer furchtlosen anschnügelnden Kindheit die Kälte und Strenge des Mannes bezwungen hatte.

Nachdem die mitgebrachten Andenken ausgebreitet auf dem Tische lagen, nahm der Oberst ein künstlerisch geschnitztes, duftendes Sandelholzkästchen auf, hob den Deckel und ließ seine Finger wie lieblosend über den Inhalt gleiten, ehe er zum Diner sich umkleidete und über die breite Treppe ins Erdgeschos hinunterstieg.

Mit alleiniger Ausnahme des Radschas waren die Gäste im Salon versammelt, als der Oberst dort eintrat. Nachdem er von seiner Schwägerin herzlich begrüßt und vorgestellt worden war, wandte er sich an Ruth und überreichte ihr das Sandelholzkästchen.

„Du wirst dich erinnern,“ sagte er, „daß ich dich meinen kleinen Sonnenstrahl nannte. Da habe ich nun vom Fuße des Himalaya einen anderen Sonnenstrahl gefangen und für dich hier eingesperrt.“

Wie ein Bündel Blitze leuchtete es auf, als Ruth das Kästchen öffnete, und bewundernde „Ah!“ und „Oh!“ wurden laut. Eingebettet in dunklen Samt lag ein gelber Stein von Pflaumengröße und fabelhaftem Glanze, gefaßt in mattes Silber.

„Was ist es?“ wurde von verschiedenen Seiten gefragt.

„Ein gelber Diamant,“ antwortete Oberst Amhorst, „vielleicht der größte und schönste seiner Art. Früher bildete er den Schmuck der Krone eines Götzenbildes, das in einem tief im Gebirge gelegenen Höhlentempel verehrt wurde. Während des großen indischen Aufstandes ist dieser Tempel rein ausgeplündert und arg verwüstet worden. Wohin das berühmte Kleinod gekommen, darüber herrschte jahrelang tiefes Dunkel. Durch eine Kette von Zufälligkeiten geriet ich auf seine Spur, und nicht geruht habe ich, bis ich nach vielen Enttäuschungen und allerlei Widerwärtigkeiten den Stein endlich in meinen Händen hielt. Er hat eine weit in die Vergangenheit zurückreichende Geschichte. Eine der ihn umschwebenden Legenden besagt, er habe Gewalt über Leben und Tod. So lange er in einem Tempel verehrt wird, soll er an ihn gerichtete Bitten gewähren

können, von der heiligen Stätte entfernt, aber nur Böses wirken.“

Der Bericht des Obersten gab Veranlassung zu lebhafter Diskussion, und jemand fragte, ob die Legende auf tatsächliche Grundlagen sich stütze.

„Dem habe ich nicht weiter nachgeforscht,“ erwiderte Oberst Amhorst in gleichgültigem Tone, „in meinem speziellen Falle aber hat sie sich allerdings einigermaßen bewahrheitet; drei von den Leuten, die ich instruiert und mit der Suche beauftragt hatte, sind rasch nacheinander gestorben. Der vierte und letzte der von mir angeworbenen Hindus, der, dem ich die Erreichung des Zieles verdanke, ist auf mysteriöse Weise verschwunden und hat nur noch Gelegenheit gehabt, mir einen Zettel zukommen zu lassen, auf den die Worte gekritzelt waren: „Möge der Oberst Sahib sich vorsehen! Der gelbe Stein bringt den Tod!“ Ich hörte, der Mann sei in die Gewalt der Brahmanen gefallen. Tolle Fanatiker, diese Kerle, und voller Aberglauben, dem werden sie den armen Teufel wohl zum Opfer gebracht haben. Sei dem, wie ihm wolle, ich bin in Besitz des Diamanten gelangt, und das ist die Hauptsache!“

„Aber dann ist er ja ein gefährlicher Besitz!“ bemerkte Lady Maud, „und Ruth täte besser, das Geschenk nicht anzunehmen. Ich selber bin abergläubisch, und die Sache drückt mich unheimlich.“

„Aber Tante,“ rief das Mädchen, „ich fürchte mich nicht! Der Stein ist wundervoll, ich habe ihn gleich lieb gewonnen. Er kommt mir vor wie ein lebendes Wesen, das ich hegen und pflegen will.“

Die Dinerglocke ertönte, und die Dame des Hauses fing an, ihre Gäste paarweise zu ordnen. Erst im letzten Augenblick erschien Seine Hoheit der Radscha und entschuldigte sich wegen seines späten Kommens. Er bot Lady Maud den Arm und schloß mit ihr den nach dem Speisesaal ausbrechenden Zug. Eine Vorstellung zwischen ihm und Oberst Amhorst hatte nicht mehr stattfinden können, und als dieser, nachdem man sich an die Tafel gesetzt hatte, den dunklen Herrn auf dem Ehrenplatze neben seiner Schwägerin wahrte, da stuzte er.

„Wer ist denn der da?“ fragte er seine Nachbarin.

„O, das ist ja der Radscha,“ erwiderte die Dame. „Radscha? — Radscha von was?“ fragte der Oberst weiter.“

„Das kann ich wirklich nicht sagen,“ lachte die Nachbarin. „Aber das ist ja auch für uns hier in England nebensächlich. Die Genealogie dieser orientalischen Fürsten ist eine so verwickelte.“

Oberst Amhorst schwieg, aber als er in der nächsten Minute den durchdringenden Blick des

Judiers auf sich gerichtet sah, gab er diesen Blick ebenso durchdringend zurück, und die beiden Männer starrten einander eine Weile an wie zwei Raubtiere verschiedener Klasse, wenn solche plötzlich im Dschungel sich begegnen, mit verhaltener Wut, bereit zum Kampfe, aber vorher doch erst prüfend die Kraft des Gegners einschätzend. Als die Tafel aufgehoben wurde, bestand Lady Amhorst darauf, daß die Herren heute nicht beim Wein sitzen bleiben, sondern gleich mit ins Freie kommen sollten, wo Vorbereitungen für ein Gartenfest getroffen waren.

Ruth, die das Geschenk des Obersten in die Tasche geschoben hatte, eilte auf ihr Zimmer, dort das Sandelholzkästchen einzuschließen. Dabei wurde sie durch ein Klopfen an der Tür gestört, und als auf ihr „Herein!“ niemand eintrat, ging sie nachzusehen, wer draußen sei.

Auf dem Korridor stand der Radscha, schweigend und unbeweglich, mit dem Blick in den Augen, der das Mädchen kannte, es zu einem willenlosen Werkzeug machte.

„Nehmen Sie dies hier,“ sagte er mit scharf akzentuierter Stimme, „und geben Sie mir das Kästchen, das Sie von Oberst Amhorst erhalten haben!“

Ohne an eine Weigerung auch nur zu denken, schritt Ruth mechanisch ins Zimmer zurück, öffnete ihre Juwelenschatulle, nahm das Kästchen mit dem gelben Diamanten heraus und legte das ihm genau gleichende hinein, welches der Radscha gebracht hatte. Dann ging sie wieder zur Tür das Geforderte auszuliefern.

Der Indier ergriff die das Kästchen haltende Hand und zog das Mädchen an seine Seite. „Die Motive meines Handelns sollen Sie später erfahren,“ sagte er in sanftem Tone, „bis dahin dürfen Sie und werden Sie gegen niemand sich aussprechen. Sie werden glücklich werden mit dem Manne, der Sie liebt und den Sie wieder lieben, zwischen Ihnen beiden steht jetzt keine Schranke mehr. Von morgen ab mögen Sie mich vergessen, ich aber werde Ihrer stets gedenken als des schönsten und liebreizendsten Mädchens, dem ich je begegnet bin. — Leben Sie wohl, Ruth Stirling!“

Er hatte mit einer Innigkeit gesprochen, die das Mädchen weder verstehen noch abweisen konnte. Sie war sich ihrer Willenlosigkeit bewußt, und als er ihre Hand freigab, ließ sie es ruhig geschehen, daß er das Kästchen nahm und die Hand an seine Lippen führte.

Bei dieser Berührung ging ein Zittern durch Ruths Körper, sie empfand ein vages, aus Bedauern, Traurigkeit und Angst gemischtes Gefühl. Sie wollte sprechen, wollte den Radscha zurückhalten, aber sie vermochte es nicht. Sie sah ihn am Ende des Korridors verschwinden, und sie wußte es, daß, solange der Indier in Amhorst Manor verweilte, sie es nicht über sich

gewinnen würde, das ihr auferlegte Schweigen zu brechen. Von einer Ahnung kommenden Unheils bedrückt, eilte sie, den Druck abzuschütteln und andere Eindrücke zu empfangen, nach dem Garten, wo Walthor O'Connor sich zu ihr gesellte.

Das Glücksgefühl, das sie in seiner Gesellschaft empfand, war in jüngerer Zeit durch das Dazwischentreten des Judiers kein ungetrübt gewesen, an diesem Abend aber trug sie ihren natürlichen, frischen Frohsinn zur Schau, und O'Connor, alle eiferfüchtigen Zweifel verbannend, zeigte deutlicher als je, wie's um sein Herz bestellt war.

Die festliche Ausgelassenheit im Park hatte ihren Höhepunkt erreicht, und mit großem Beifall wurde ein neues Spiel begrüßt, das Lady Maud während ihres letzten Aufenthalts an der Riviera kennen gelernt hatte und in England einbürgern wollte. Es hieß die Blumenschlacht. Papierblumen mit kleinen Kletten an den Stielenden wurden durch zierliche Blasrohre geschossen und blieben an Ziele haften. Florapfeile schwirrten durch die Luft, und Damen und Herren waren reich damit dekoriert.

„Wie reizend!“ rief Ruth, und im gleichen Moment wurde sie von einer Rose ins Haar getroffen. Die Klette ließ sich dort nicht so leicht ablösen, und O'Connor bot seine Hilfe an. Als seine Finger den Kopf des Mädchens berührten, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Strom, seine Liebe durchbrach den Damm, er erklärte sich ohne Rückhalt, und die Blumenschlacht endete für die beiden jungen Leute mit einer Verlobung. Der Rest des Abends verging dem Mädchen wie ein wonniger Traum, und als sie endlich ihr Zimmer aufsuchte, war der Radscha und was durch ihn an sie herangetreten, so gut wie vergessen.

Da wurde wieder an die Türe geklopft, und auf ihr „Herein!“ trat Oberst Amhorst über die Schwelle. „Du mußt mir einen Gefallen tun, Ruth,“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Gib mir das Sandelholzkästchen; morgen bekommst du es wieder; ich habe besondere, triftige Gründe dafür, daß es heute nacht nicht in deinem Besitz bleibt.“

Es fiel ihr nicht ein, dem Dunkel zu erklären, das Kästchen sei ausgetauscht worden. Der Befehl des Radscha: „Sie müssen schweigen!“ schien alles zu sein, was in ihrem Gedächtnis als fester Kern der ganzen Episode zurückgeblieben war. Wie in einem Zustande von Somnambulismus holte sie das falsche Kästchen und überreichte es dem Oberst.

Der dankte kurz und begab sich ungejämmt nach seinem Zimmer.

Die Mitternachtsstunde hatte längst geschlagen, Dunkelheit herrschte in Amhorst Manor, nur im Zimmer des Obersten brannte noch Licht.

Er traf auch noch keine Anstalten, zu Bett zu gehen. Die nach dem Korridor führende Türe hatte er auf dem Spalt gelassen und sich in einem Lehnstuhl an den Tisch gesetzt, in dessen Schublade er das ungeöffnete Sandelholzkästchen eingeschlossen. Ein geladener Revolver lag ihm bequem zur Hand auf der Tischplatte, und so vorbereitet wartete er auf etwas, von dem er wußte, daß es kommen würde.

Lange wurde seine Geduld nicht auf die Probe gestellt: von draußen her tönte der gedämpfte Schall fachte über den Teppich schreitender Füße; die Türe öffnete und schloß sich, und der Radscha stand im Zimmer, den Blick auf den am Tisch Sitzenden gerichtet.

Diesmal war's ein anderer Blick als der, mit dem der Indier den Oberst an der Diner-tafel gemustert hatte, nicht mehr ein Messen und Abwägen des Gegners war's, sondern der kalte überlegene Blick des Siegers, des rücksichtslosen „vae victis!“ rufenden Siegers.

„So sind Sie also doch gekommen,“ brach der Oberst das Schweigen.

„Ich habe Sie erwartet. Die

Tatfache, Sie hier in meinem Zimmer zu sehen, uneingeladen, bestätigt die Richtigkeit meiner Schlussfolgerungen. Ich weiß, daß Sie nicht der sind, für den Sie sich ausgeben, und ich weiß, warum Sie in das Haus meiner Schwägerin sich eingeschmuggelt haben. Können Sie irgendwelche Erklärungen geben, die die Sache in einem anderen Lichte erscheinen ließe?“

„Nein!“ entgegnete der Indier. „Ich bin hier, meine Mission zu erfüllen; jede weitere Erklärung ist überflüssig.“

„Gut, dann habe ich nur zweierlei zu sagen: erstens, daß das, was Sie suchen, für Sie unerreichbar bleibt. Vorläufig ist es hier,“ — auf den Tisch klopfend — „sicher geborgen, und solange Sie noch innerhalb der Mauern dieses Hauses weilen, halte ich gute Wacht. Zweitens, daß Sie Amhorst Manor morgen in aller Frühe und in meiner Begleitung zu verlassen und von mir noch zu treffenden Anordnungen sich zu fügen haben. Das sind meine

Bedingungen. Ich könnte schärfer verfahren, aber ich wünsche öffentliches Aufsehen zu vermeiden.

Der Indier gab keine Antwort, nur seine Augen bewegten sich, der Blick wanderte langsam vom Gesicht nach der rechten Hand des Obersten.

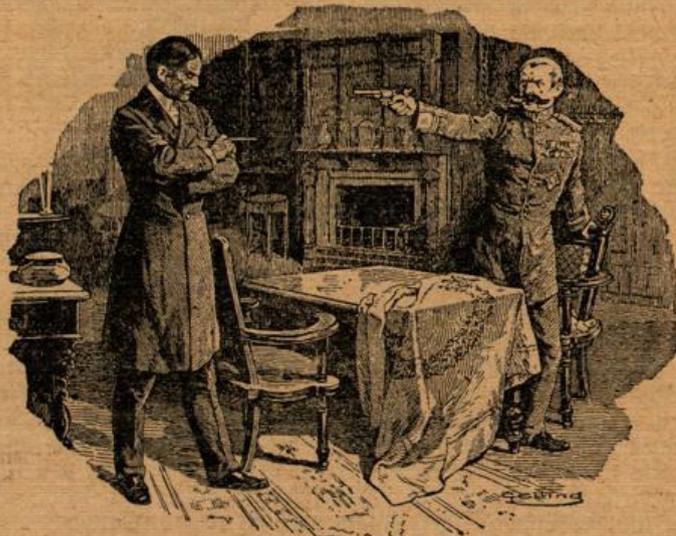
Dieser schaute nach der gleichen Richtung. „Ah, der Revolver,“ sagte er. „Die Waffe ist geladen, und ich würde unter Umständen keine Sekunde zaudern, davon Gebrauch zu machen. — Sie halten da etwas in der Hand, aber ich möchte Ihnen raten, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen.“

Der Indier nahm das, was er halb hinterm Rücken versteckt, in der Linken hielt, offen in die Rechte und betrachtete es lächelnd. „Niedliches Spielzeug das,“ sagte er in unbefangenen, harmlosem

Blandertone.

Er war nicht näher an den Oberst herangetreten, er verharrte auf seinem Plage zwischen Türe und Tisch. Das, was er ein Spielzeug genannt, war eines der Blasrohre, die bei dem Gartenfeste im Gebrauch gewesen.

Oberst Amhorst lachte rauh und verächtlich.



Der Oberst richtete den Revolver auf den Gegner.

Da hob der Indier das Rohr zum Munde und blies den Inhalt, eine gelbe Papiernelke, nach der Rechten seines Gegenübers. Wie eine Wespe ließ das leichte Geschloß auf den Handrücken sich nieder und wie eine Wespe gab es einen scharfen Stich.

Der Oberst schnellte in die Höhe, mit der getroffenen Hand den Kolben des Revolvers umspannend und dessen Mündung auf den Gegner richtend.

Der kreuzte ruhig die Arme über der Brust und starrte den anderen an mit eisiger Kälte.

Einen Fluch murrend, sank Oberst Amhorst auf den Sessel zurück, der Revolver entfiel seiner Rechten, von der die Linke mechanisch die gelbe Nelke abstreifte. An der Stelle, auf der sie geruht, zeigte sich ein dunkelroter Punkt, umgeben von einem breiter und breiter werdenden blauschwarzen Ringe. Durch den Körper des starken Mannes ging ein Zittern; vor den Augen fing's an ihm zu flimmern, und ein

Krampf schnürte ihm die Kehle zu. Fragend richtete er den Blick auf das Gesicht des Indiers, und was er dort las, gab ihm eine Antwort so deutlich, daß seine schwindenden Sinne bald gänzlich den Dienst versagten.

Etlliche Minuten herrschte Grabesstille im Zimmer. Allmählich versteinerte der namenloses Entsetzen bekundende Blick des von der gelben Nelke Gestochenen, und der jetzt dicht zum Tisch herangetretene Indier wartete mit aufgestützten Händen und unverwandt den ohnmächtigen Gegner fixierenden Augen auf das Ende, von dem er wußte, daß es nahe war.

Und es kam; der letzte noch glimmende Lebensfunke im Körper des Obersten erlosch.

Der Indier hob die auf den Boden gefallene gelbe Nelke auf und schob sie mit dem von ihr umhüllten Giftspeil vorsichtig in das Blasrohr zurück. Dann verließ er das Zimmer und schloß hinter sich die Türe.

Den Rest der Nacht hindurch und bis tief in den Morgen hinein saß an dem Tische, in dessen Schubfach das falsche Sandelholzkästchen eingeschlossen war, dessen stummer und starrer Wächter, die verglasten Augen auf die Stelle gerichtet, wo der Indier gestanden und den zweiten Teil seiner Mission erfüllt hatte.

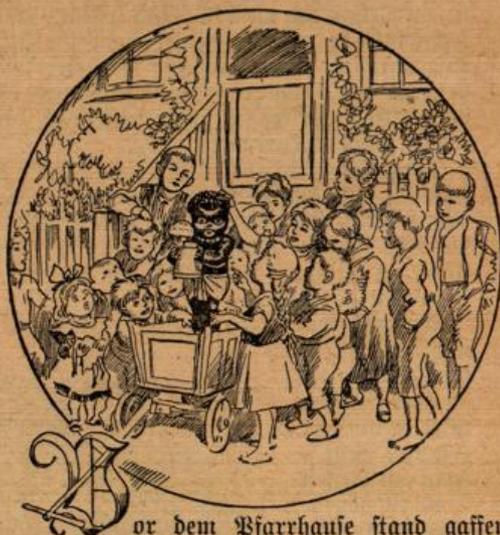
Nach jener verhängnisvollen Nacht war und blieb der vermeintliche Radscha verschwunden. Unter welcher Verkleidung er England verlassen, und ob der heilige Stein heute wieder als kostbare Reliquie in irgendeinem weltabgeschiedenen Brahmanentempel heimlich verehrt wird — wer kann's sagen. Ein an Ruth Stirling adressirter Brief war von dieser am Morgen nach Oberst Umhorst's Tode auf der Schwelle ihrer Zimmertüre gefunden worden. Der Brief lautete:

„Mein Ziel ist erreicht, meine Mission in ihrem vollen Umfange erfüllt. Das verdammende Urtheil der großen Menge sichts nicht an, Ihnen aber, dem einzigen Weibe, das je die Macht gehabt hat, mein Blut in raschere Wallung zu bringen und meine Gedanken, wenn auch nur für eine kurze Zeitspanne, von der Betrachtung des Ewigen abzulenken, Ihnen will ich eine Erklärung geben.

Zur Strafe für den Raub und zur Sühne der ruchlosen Heiligtumschändung mußte gleichzeitig mit der Wiedererlangung des göttlichen Steines das Leben desjenigen geopfert werden, der ihn zuletzt unrechtmäßig besaß. Wäre die Lösung dieser Aufgabe einem andern meiner Kaste zugefallen, dann hätte leicht Ihr Leben das Opfer sein können. Ich bin glücklich, daß ich das Unheil von Ihnen ablenken konnte. Trauern Sie nicht um den Mann, der sein tragisches Schicksal reichlich verdient hat.“

Goldcneffen.

Erzählung von August Gantzer.



or dem Pfarrhause stand gaffend eine Schar Buben und Mädchen.

Einen grünangestrichenen Kinderwagen umdrängte das Völklein, einen Holzkarren, der mit seinem regenverwaschenen Gitterwerk und seiner langen dünnen Deichsel wie ein Märchen aus alten Zeiten dreinsah. Uebrigens schenkten die Kleinen dem Wagen wenig Beachtung. Ihre Blicke hingen an dem Mohrenbüblein, das auf dem Karren Staat machte. Regungslos stand es; kein Glied rührte sich; keine Wimper zuckte. Selbstverständlich: von Fleisch und Blut war's eben nicht, nur von Gips. In den Händen hielt es eine glänzende Sammelbüchse von Messing. Ueber der Einwurfspalte prangten auf zierlichem Schilde einige Worte. Ein blondzopfiges Barfüßele, kaum vier Spannen hoch, mühte sich ab, sie herauszubringen. Und sieh! es gelang ihm. Langsam las es: „Ein Scherflein für die Heidenmission.“

Nicht satt konnten sich die Kinder sehen an dem schönen Bildwerke. Die größeren fuhren dem Mohrenbüblein über die Kraushaare und über die feuerroten Wulstlippen. Die nicht so weit hinaufreichen konnten, strichen an dem weißen Hüftentuche herum, und die allerkleinsten waren glücklich, die kohlrabenschwarzen Füße tätscheln zu können.

Jetzt aber, wie schade! wurde ihrem Treiben ein Ende bereitet. Mit einem Pack Zeitungen und einer großen Rolle Bindfaden kam des Pfarrers Magd angeschwirrt. Rasch, rasch wurde der Mohrenbub vom Kopf bis zu den Füßen in Papier eingehüllt und fest umschnürt.

Reisefertig, mit Hut und Stock ausgerüstet, schritt alsdann der stattliche Pfarrer die Treppe herab.

„Wo sind meine Rößlein?“ fragt er schneidig. „Hier!“ antworten zwei Buben, ein barfüßiger, stämmiger, des Brunnenputzers Klemens, und ein gestiefelter von feineren Formen, des Rappenmachers Hans.

„Hü!“ ruft der Geistliche. Die Buben lehnen sich gegen das Querholz der Deichsel, ziehen kraftvoll an, und fort geht's, zum Städtchen hinaus, am stillen Gottesacker vorbei, den Bergen zu. Die Rößlein haben es eilig. Munter und frisch greifen sie aus. Der Geistliche kann kaum Schritt halten. Schwer geht sein Atem. „Langsam, Buben,“ mahnt er wiederholt, „so eilt es nicht.“ Wohl kommen die Bürschlein für kurze Weile seinem Wunsche nach; bald aber verfallen sie wieder in die vorige Gangart. Erst als sie in das enge Waldtal einbiegen, wo der Weg merklich zu steigen anhebt, verlangsamen sich ihre Schritte. Auch das Neue, das sich ihren Blicken bietet, trägt dazu bei, ihre Hast zu hemmen. Dem munteren Bergbach hören sie zu, der rauschend und schäumend von Stein zu Stein stürzt, den ruhenden Kühen und den johlenden Hirten, die von den saftigen Bergmatten zu ihnen niederschauen, den finsternen Tannenwäldern, darin der Herbstwind sein uraltes Lied singt.

Jetzt tauchen, von Obstbäumen umrahmt und von Immen umsummt, Hütten und Höfe auf, und bald darauf winkt unterhalb einer steil abfallenden Felswand das Ziel der Wanderung, die altersgraue Jakobskapelle.

„Oha!“ Dicht vor dem Eingange hält das Fuhrwerk. Auf der Schwelle harrt, ehrfurchtsvoll grüßend, der hagere Mesner. Im Nu haben seine geschäftigen Hände das Heidenbüblein von seiner Hülle befreit. Die lange, schöne Schnur wandert in Hansens Hosensack und das Mohrenkind auf das Postamentchen, das in einer Ecke der Kapelle bereitsteht.

„Nett,“ meint der Mesner, nachdem er mit Kennermiene das Bild von allen Seiten beguckt hat, und noch ein anderer ist dieser Ansicht, ein wettergebräunter, kräftiger Bauer, der, von dem seltsamen Karren angelockt, neugierig die Kapelle betreten hat.

„Freut mich, Holderbauer, daß Euch der Mohrenbub gefällt!“ redet ihn der Pfarrer an, „wenn er jetzt nur seine Sammelbüchse nicht umsonst in den Händen hält.“

„An uns soll's nicht fehlen,“ erwidert der Bauer, „ich will einmal gleich den Anfang machen.“ Hurtig greift er in den Beutel, und plumps! platscht ein gewichtiges Silberstück in die Büchse.

Als sie die Kapelle verlassen, dringt aus einer nahen Hütte Gesang zu ihnen herüber:

Gläser her, Gläser her!
Alle, alle trink' ich leer.

Wer die durstige Seele sei, fragt der Pfarrer.

„Der Schußjörg,“ lautet die Antwort des Mesners.

Enttäuscht verzieht der Geistliche das Gesicht. Eine bittere Bemerkung, die sich ihm auf die Zunge drängt, wird durch die Rede des Holderbauern abgesehnt. Freundlich läßt dieser den Seelsorger ein, mit ihm auf den Hof zu kommen und sich von der weiten Wanderung zu stärken.

Dankend lehnt der Pfarrer ab. Ein andermal. Heute müsse er noch über den Holderberg ins Jofental hinüber. Den kranken Eckbur wolle er besuchen.

Und zu den Buben sich wendend, sagt er: „Hier, ihr Rößlein, habt ihr auch euren Haber,“ und drückt jedem einen Fünfsziger in die Hand. „Kauft euch einen Beck, und den Rest legt daheim in die Sparkasse.“

Mit funkelnden Augen und einem raschen „Bergelt's Gott!“ steckt der barfüßige Klemens seinen Lohn ein, mit Seelenruhe und einem herzlichen „Danke schön!“ der andere.

Der Pfarrer aber schreitet den steilen Fußpfad empor, der ins Nachbartal hinüberführt. Wo der Beck wohne, fragt Klemens heißhungerig. „Laßt dem Beck sein altbackenes Zeug,“ wehrt der Bauer ab, „kommt mit auf den Holderhof. Unser Brot ist besser als dem Beck seines.“

Klemens ist gleich bereit. Hastig ergreift er die Deichsel und folgt, den leeren Karren nachziehend, dem Alten. Gleichgültig trottet Hans hinterdrein.

In eine Seitenbucht des Tales ging's hinein, wo von der Anhöhe breit und behäbig der Holderhof niederjah.

In der geräumigen Stube, im Herrgottswinkel, ließen sich die beiden Bürschlein nieder, und die Bäuerin bewirtete sie mit Speck und Bauernbrot, mit Rüssen und Most. Sie ließen sich's gut schmecken und verabschiedeten sich alsdann mit Worten des Dankes. Ob sie auch gerne Aepfel äßen, fragte der Bauer beim Scheiden.

„Zawohl.“

Er führte sie in eine geräumige Kammer, die ganz mit Aepfeln angefüllt war. Fach reichte sich an Fach, und in schweren Mengen lagen Aepfel aller Sorten darin, gelbe und rotbackige, Alexanderäpfel und Goldrenetten, Zwiebeläpfel und Martinskracher, Leder- und Himbeeräpfel. Von welchen sie wollten, fragte der Holderbauer.

Dem Rappenmacherle tat die Wahl weh. Prüfend ließ er die Augen von einer Hurde zur andern schweifen.

„Goldrenetten!“ rief der Brunnenputzerle kurz besonnen.

„Du bist nicht auf den Kopf gefallen, Bub,“ lachte der Bauer, „doch dein Wunsch soll erfüllt werden.“

Goldnenneten schüttete er ihnen in den Karren, so viel drin Platz hatten.

Das wären doch zu viel, meinte Hans, herzlich dankend.

„Laß es nur gut sein,“ beschwichtigte ihn der Spender, „es gibt dieses Jahr so viel Aepfel, daß es auf ein Wägelchen voll nicht ankommt.“

Glücklich, übergücklich rasselten die Buben mit ihrem Reichtum davon. Hallende Juchzer stießen sie aus, die von den Hirten auf den Bergweiden fröhlich beantwortet wurden.

Langsamer fuhr der Karren. Klemens wühlte in seiner Hosentasche und brachte ein Schächtelchen Briefmarken zum Vorschein. Mit vielen Worten rühmte er seine Seltenheiten, Mexiko und Kap der guten Hoffnung. Alle, alle wollte er Hans geben, wenn er ihm die ganze Aepfel-ladung überlasse.

Mit Kopfschütteln lehnte Hans das Angebot ab.

Sie näherten sich der Kapelle. Der Kappenmacherle bat den Gefährten, einige Augenblicke zu rasten.

Warum?

Er wolle rasch in die Kapelle und dem Mohrenbublein den Fünfinger in die Büchse werfen. Klemens möge doch auch mittun. Kopfschüttelnd winkt der ab. Was liege ihm an den Mohren! Fünfundzwanzig Pfennig seien ihm lieber als alle Heiden der Welt.

Hans huschte in das Kirchlein. Klemens hingegen setzte sich an den Straßenrain und fing an, den Goldnenneten zuzusprechen.

Auf einmal stand ein dickbauchiger, krummbeiniger Kerl mit schwarzem Stacheligekopf neben ihm — der Schuhjörg.

„Nenneten,“ krächzte er heiser und ließ gierige Blicke über den Karren gleiten. „Wo hast sie her?“

„Vom Holderbur,“ gab der Bube zurück und schielte betrübt auf den schönen goldenen Apfel,



„Vom Holderbur,“ gab der Bube zurück und schielte betrübt auf den schönen goldenen Apfel.

in den der Schuster flink und frech seine großen Raubtierzähne einschlug.

„Vom Holderbur?“ wiederholte der Effer mit spöttischem Lachen, „verlogen ist's. Mir hast du sie gestohlen. Von meinem Baum sind sie.“ Wutisch, riß er die Deichsel an sich und zog das Wägelchen über den Grasplatz zu seiner Hütte hinüber.

Der Brunnenpuzerle stand eine Weile wie vom Schlage gerührt. Dann das Unheil erfassend, stürzte er dem Karren nach und bemühte sich, ihn zurückzureißen. Eine fastige Ohrseige warf ihn ins Gras. Als er wieder auf die Beine kam, sah er den Schuster mit einem großen Sack aus der Hütte treten.

„Halt den Sack, Schlingel!“ befahl er.

Klemens rührte keine Hand. Als er aber die teuflischen Augen des Unholbs steif und starr auf sich gerichtet sah, die ihn zu durchbohren schienen, war es aus mit seinem Widerstand. Willenlos folgte er dem Befehl. Zitternd hielt er den Sack, und im Nu hatte der Schuster die Aepfel hineingefüllt. Risch, band er ihn zu, rasch trug er ihn hinein und stellte ihn in die hintere Ecke des Ausganges. Traurig sah Klemens seine lieben Nenneten verschwinden.

„Was willst noch, dummer Dackel?“ fragte höhnisch der zurückgekehrte Krummbein. „Marsch, troll dich, oder es raucht!“

Klemens trug kein Verlangen nach weiteren Ohrseigen. Er beeilte sich, aus der unheilvollen Nähe zu kommen, und schob mit dem leeren Karren ab. Born an der Straße, unter einer riesigen Pappel, sank er traurig ins Gras.

Unterdessen hatte Hans seinen Fünfinger geopfert, hatte dem Mohrenbublein liebevoll den Krauskopf, das Hüftentuch und die nackten Füßchen gestreichelt und am Altar noch ein Vaterunser für die armen Heidenkinder gebetet.

Wie riß der Kappenmacherle die Augen auf, als er, zum Genossen zurückgekehrt, diesen trübselig beim leeren Wägelchen antraf.

„Wo sind die Goldnenneten? Hast sie alle geschluckt? Alle?“

„Nein! Der Schuhmacher da drüben hat sie mir genommen.“

Hans wollte es anfänglich nicht glauben. Als ihm der Freund aber die näheren Umstände berichtete, brach er in Lachen aus.

„Und du, Kamel, hast ihn noch den Sack gehalten?“ rief er, „da hört doch alles auf.“

„Halt einmal nicht, bei so Augen!“ verteidigte sich Klemens.

„Wie gewonnen, so zerronnen,“ tröstete ihn Hans, „komm, laß uns heimfahren! Wir haben in unserm Garten auch einen Ne-

nettenbaum. Komm mit, du kriegst, so viel du willst.“

Doch seine Worte waren in den Wind geredet. Klemens wich nicht von der Stelle. „Die gestohlenen Äpfel will ich haben,“ knurrte er, „und keine anderen. Nicht vom Fleck gehe ich, bis ich sie dem Gauer wieder abgejagt habe.“ Und den Worten Taten folgen lassend, virschte sich der Barfüßige leise durch das Gras gegen die Hütte hin.

O weh! Wer steigt die niedrige Holztreppe herab und setzt sich mit dem Strickstrumpf auf das Bänkchen vor dem Häuslein? Des Schuhmachers Frau.

„Komm!“ winkt Hans dem hinter einem Busch lauernden Gefährten zu. Der aber kommt nicht. Und wenn die Schusterin noch so beharrlich sitzen bleibt, noch so eifrig drauf losstrickt, ewig kann es nicht dauern. Einmal muß sie doch weichen. Ausgehalten wird.

Doch sieh! Der Zufall steht Klemens bei. Eine alte Bäuerin kommt die Straße heraufgemackelt. „Kleißig!“ ruft sie der Strickerin zu. Ein Wort gibt das andere. Die Schusterin verläßt ihren Sitz, und bald stehen sie unweit der Pappel in ein Gespräch vertieft.

„Jetzt oder nie!“ denkt der Brunnepußerle. Leise huscht er ins Häuslein. O verflucht! Die Türe der Schusterbude steht sperrangelweit offen. Horch! Fest hämmert der Schuster drauf los. Auf allen viieren kriecht Klemens hin und wirft vorsichtig einen Blick in den Raum. Welch Glück! Der Schuhjörg sitzt am niedrigen Arbeitstisch und hat den Rücken ihm zugewendet.

Husch, kriecht der Bub weiter zum Sacke hin. Mit einem Ruck hat er ihn auf der Schulter, und nun gilt es, leise, leise durch den Gang zu witschen.

Aber, o Himmel! Was ist das! Die Schnur, die nur lose gebunden ist, geht unter dem Drucke der abwärtsdrängenden Äpfel auf. Bum, bum, bum, krollern die Kerle auf den Dielenboden.

Wutsch, da steht schon der Schuster im Gange und fährt mit den knolligen Pechfingern dem armen Sünder in die roten Haare. Einen Schrei stößt er aus und läßt den Sack zu Boden fallen.

„Lausbub, elender!“ kreischt der Jörg, „du kommst mir recht.“ Fest rüttelt und schüttelt er ihn hin und her, daß er laut ansheult. Als dann packt er ihn am Ohrläppchen und zieht ihn in die Bude hinein. „Maul halten,“ donnert er ihn an, reicht ihm ein Paar derbe Rohrstiefel und eine haarlose Bürste hin. So, das sind des Bürgermeisters Stiefel. Die werden blank gewischt. Verstanden! Strafe muß sein!“

Klemens schaut den Schuster staunend an.



Der Schuster schwingt unablässig den Riemen.

Unheimlich funkeln dessen graugrüne Augen. Da gibt es keine Widerrede. Willenlos und gefügig fängt er zu bürrsten an und hört nicht auf, bis die Stiefel blitzblank sind.

„Brav,“ schmunzelt der Schuster, als Klemens ihm die Stiefel hinreicht, „jetzt kann er Staat mit machen, der Herr Schulz.“ Er nimmt sie und stellt sie auf einen Schaf, der zwischen Türe und Ofen eingezwängt ist.

„Kannst auch schon schnupfen, Langfinger?“ fragt er alsdann höhnisch und reicht dem Buben seine Dose hin, „komm, nimm dir eine Priße!“ Kopfschüttelnd, mit bitterbösem Gesicht lehnt der Junge ab. „So troll dich, Tagdieb!“ lacht Jörg, „geh heim zu deiner Mutter.“

Klemens läßt sich's nicht zweimal heißen. Mit langen Schritten eilt er davon. Sobald er aber die Hütte hinter sich hat, dreht er sich um und ruft: „Zu meiner Mutter geh' ich nicht, aber zum Bürgermeister. Ich will einmal sehen, ob ich meine Ketten nicht bekomme!“

Das Wort ist noch nicht recht aus seinem Munde, da schießt auch schon wie ein wütender Hofhund der Schuster aus der Hütte. Klemens stößt einen Angstschrei aus und nimmt Kopf über Hals Reißaus. Unison! Gleich hat ihn der Unhold am Schlafittich und bearbeitet mit seinem Knierrahmen des Buben Sitzfläche so gründlich, daß hoch der Staub aufwirbelt.

Ein gottserbärmliches Heulen hebt an. Die Schusterin und das Bauerinweib kommen herzugesprungen, herzlich Fürsprache für den armen Schelm einzulegen.

Der Schuster hört nicht darauf. Unablässig schwingt er den Riemen. Erst als er im Sand etwas blinken sieht, Klemensens Fünzfinger, der bei dem stürmischen Vorgang aus der Hosentasche gekollert ist, hält der Rasende in seinem Wüten ein.

„Natürlich auch gestohlen,“ krächzt er, hebt das Geldstück auf und steckt es mit Wonne in die Westentasche.

„Rein, nein,“ wehrt sich der Brunnenpückerle, „vom Herrn Pfarrer hab' ich das Geld.“

„Maul gehalten,“ schnauzt der Schuster, „oder es gibt eine zweite Portion.“

Auf die will's Klemens nicht ankommen lassen. Wortlos erfährt er die Wagendeichsel und rast mit dem Karren davon. Hans, der mit Entsetzen den Vorgang mitangesehen, schiebt traurig hinterdrein.

Wer recht vergnügt in die Welt lügt, ist der Schuhjörg. „Lauf, Balbine,“ muntert er sein Weibchen auf und drückt ihm den Fünzfinger in die Hand, „lauf und hol mir flinks e Schnäpse!“

Mit einer Flasche eilt die Schusterin dem Hause des Krämers zu.

Weit kommen die zwei Buben nicht. Auf einem Grenzstein am Straßenrande läßt sich Klemens nieder und starrt trotzig vor sich hin.

„Komm,“ plagt Hans.

„Nein! Ich geh' nicht, bis ich's dem Tropf heimgezahlt hab'. Wenn ich nur Zündhölzer hätt', das Haus steckte ich ihm über dem Kopfe an. Der soll sich inacht nehmen! Einen Spuk will ich ihm spielen, daß er an mich denkt seiner Lebtag!“

Unheimlich brennen seine Blicke. Unheil brütet er.

Plötzlich kommt Zufriedenheit über seine Züge. Wie Freudenschein bricht's aus seinen klugen Augen. Huch, huch schleicht er wieder zurück gegen die Hütte hin.

„Bleib!“ wehrt der Genosse ab, „juckt dich das Fell?“

Er hört nicht. Huch ist er schon im Hausgange. Mit pochendem Herzen lauscht Hans. Ihm ist's, als müsse im nächsten Augenblick neues Wehegeschrei losbrechen.

Doch nichts davon. Den Schuster hört er singen. Klar und deutlich dringen die Worte zu ihm her:

„Pfeif' auf Speck und Erbsenbrey;
Lieber nicht solche Nahrung;
Besser schmeckt, juchhe, juchhei!
Zwetschgenschnap's und Harung!“

Alle Wetter! Sieh nur, sieh! Leise kommt Klemens aus der Hütte geschlichen. Ein Paar Stiefel hält er in Händen. Den Mund bringt er fast nicht zusammen vor Freude. „Des Bürgermeisters Sonntagsstiefel!“ jubelt er, bei dem Gefährten angelangt, „schnell eine Schnur!“

Hans reicht ihm die, so er zum Nößliispiel fürsorglich eingesackt hat. Rasch sind die Stiefel zusammengebunden und um den Hals gehängt. Zur Pappel eilt Klemens hin und klettert flink daran empor. Höher und höher kommt er hinauf. O, er ist im Klettern bewandert. Fast wie ein Eichhörnchen hat er es los. Noch keine

fünf Minuten sind vergangen, da baumeln auch schon die Schulzenstiefel am Gipfel der riesigen Pappel.

Bald ist der Abstieg vollbracht, und Klemens der Teufelsjunge, streckt sich längelang ins Gras um ein Weilchen auszuruhen.

Horch! Immer noch singt der Schuster:

„Pfeif' auf Speck und Erbsenbrey,
Lieber nicht solche Nahrung;
Besser schmeckt, juchhe, juchhei!
Zwetschgenschnap's und Harung!“

Vergnügt summt der Brunnenpückerle mit und schließlich hebt er auch zu singen an:

„Schulzens Stiefel, hei juchhei,
Haben heut den Kappel;
Schauteln munter, eins, zwei, drei,
Oben an der Pappel!“

Fest hämmert der Schuhjörg auf sein Leder los und immer wieder singt er sein Liedlein. Eben ausdauernd ist aber auch Klemens. Drei-, vier-, fünfmal singt er seine Verse. Mit der Zeit stimmt sogar der Angsthase Hans mit ein, und



In rasendem Zorn schleudert er die Stiefel in die Tiefe.

als nach und nach ein halbes Duzend neugieriger Dorfkinder sich ansammeln und den Chor verstärken, schwillt dieser zu mächtiger Fülle an.

Der Schuster wird schließlich aufmerksam. Sein Hämmern und sein Singen verstummt. Er horcht. Plötzlich dreht er sich auf seine Seite herum und starrt nach dem Schafte, an dem er die Schulzenstiefel gestellt hat.

Einen ellenlangen Fluch stößt er aus. Da springt er auf und eilt zur Hütte hinaus. D

Dorfsjugend, die singend und Reigen tanzend im Gras herumtollt, schenkt er keine Beachtung. Zum Gipfel der Pappel blickt er empor. Höllenhöhlen! Was muß er sehen! Vom Abendwind bewegt baumeln Bürgermeisters Sonntagstiefel munter hin und her.

„Das hat der Teufel dem Tagdieb eingegeben!“ heult er. Im nächsten Augenblicke schon steht er bei der Pappel, legt seine Arme um ihren rissigen Stamm und klettert, so sauer es ihm auch wird, mit Ausbietung aller seiner Kräfte daran empor.

Hans lacht aus vollem Hals, als er sieht, wie der Schuster sich abmüht. Wer aber nicht lacht, ist der Klemens. Der lauert und lauert, keinen Blick von dem Kletterer abwendend. Und wie er den Grobian dem Gipfel nahe sieht, packt er die Wagendeichsel und rast mit dem Karren zur Schusterhütte hin. Hinein eilt er. Wutisch ist der Sack mit den Goldrenetten auf seiner Schulter, wutisch, ist er auch schon im Wägelchen. Jetzt wird auch der furchtsame Hans mutig. Flink eilt er hinzu. Die zwei Köpfelein lehnen sich kraftvoll gegen die Deichsel, und wie der Wind saust das Fuhrwerk talab.

Die hellen Jubelrufe der Buben dringen zu des Schusters Ohren, der gerade die bürgermeisterlichen Sonntagstiefel vom Aste losgemacht hat. Entsetzen malt sich auf seinen Zügen. Er hat alles begriffen.

„Mohrenelement!“ wettet er, „jetzt sind die Goldrenetten doch beim Henker!“ In rasendem Born schleudert er die Stiefel in die Tiefe.

Sie kommen gerade recht. Der heimkehrenden Schustersfrau fallen sie derart überraschend zu Füßen, daß sie einen hellen Schrei ausstößt und die Flasche fallen läßt. Der durstige Schuhjörg trank den guten Tropfen nicht, wohl aber Mutter Erde.

Das merkwürdige „Diech“.

Ein spaßhaftes Geschichtlein.

Von Hans Kerschbaum.

In das Stüblein des Schneider-Simerle schaut schon lange der Abend herein, aber der Simerle sticht noch fleißig drauf — gar kein Hersehauen zum Feierabendmachen. Morgen ist Kirchtag, und die fünfzehn silbernen Kugelnknöpfe müssen noch an des Vogel-Hansens grünes Leibel — „und wenn's Graz gilt!“ hat sich der Simerle geschworen. Und dann pfeift er den Radekymarsch, daß es nur gleich so schmettert. „Wann's für'n Vogel-Hans ist, selm gibt's loa G'sichtmacha, da mu aß es sein! Der Hans is aa da, wannst iahm brauchst!“ so hat der Simerle die dringliche Arbeit gerade zuvor zu seiner Frau gerechtfertigt.

Der Vogel-Hans ist Musikant und außerdem Viecharzt. Vor zwanzig Jahren hat er dem Simerle und seiner Thresl zur Hochzeit die Musik gemacht und vor etlichen Tagen hat er ihm das „Küehle“ kuriert.

„Kruzilwuzi — Vater Radekty — da gib't's amal nix nit — der Hans kann's, der versteht's!“ freut sich der Schneider, während er lustig nadelt. Schon gar keinen Appetit hatte die arme „Maucha“ (graufarbige Kuh) mehr, den Kopf hat sie hängen lassen und die verzagten Schneidersleute hat sie so traurig angeschaut, daß ihnen ganz weh ist worden.

Aber der Hans hat gleich gewußt, wo es fehlt: „Dickes Blut — Aderlassen!“ hat er festgestellt, das Taschenmesser, den „Schnepper“, hat er schon in der Hand gehabt, ohne den ist er nie zu einem „Diech“ gegangen, und — ha! es ist nit gesehen — hat er schon der kranken Milchpenderin mit einem künftgerechten Einschnitt am Schweif zur Ader gelassen. Das war seine Kunst, die hat sich in seiner Familie stets vom Vater auf den Sohn übertragen.

„Ein altes Mittel, ein gutes Mittel,“ hat damals der Vogel-Hans dem Schneider Simerle erklärt, „nur können mußt es richtig treffen mußt es, nit zu wenig, nit zu viel, und schon gar nit zwischen zwoa Glieder hinein — saprament, das schon gar nit, sag' ich dir! . . . Haffa!“ hat der Hans auf einmal dazwischen gesagt, „du verdangeltes Umeinanderreden!“ Ist weiter nix g'schech'n . . .“

Damals, als der Aderlaß geschah, war's halt gleich nach dem Kirchtag. Beim Stengendorfer Wirt hat er muziziert, der Hans, einen ganzen Nachmittag, eine volle Nacht. „Bua! Da ham ma 's a etlane Liter abeg'stellt!“ hat er davon dem Schneider erzählt. „G'schlafen halt a völlig nix nit, da is nachdem freilich die Hand zum Aderlassen nit gar geschickt,“ hat er gesagt, der Hans. „Aber es is weiter nix g'schech'n!“

Ein festes „Dürrband“ daraufgeplastert, alles fein sauber verbunden: „Und gut wird's!“ hat er dem Schneider versichert.

Der Simerle glaubte ihm's gern, der Vogel-Hans versteht's, nur das „verdangelte Umeinanderreden“ und daß „weiter nix g'schech'n“ sei, das hat den Simerle eine Weile Beunruhigt. Aber auch diese Sorge ist er jetzt los: seit gestern frißt die „Maucha“ wieder und ist pumperlg'sund . . .

„Eins, zwei, drei, vier,“ zählt der Schneider im Flug die noch vor ihm liegenden vier Leibeln pfe und sädelst flink die Nadel ein. „Laß dir Zeit, laß dir nur Zeit, Simerle — bald wer'n ma 's hab'n!“ Und: „Trrra-trrra — trratata!“ hebt er das Pfeifen wieder schneidig an.

Aber der Mensch — ob er sich einmal freuen dürfte! Schon stand das Verhängnis vor der Tür — es reißt sie auf, sperrangelweit, und

schreit herein: „Simerle schwind, — i m S t a l l i s ' w a s !“

Dem Schneider fällt die Nadel aus der Hand, das Ketbel rutscht zu Boden und der gepöfene Nadelstymarsch reißt ab wie ein schlechter Faden. Vor lauter Erschrecken gibt der Simerle zuerst keinen Laut von sich, aber mit großmächtigen Augen gloht er nach der Tür. Dort steht — bei Gott — es ist seine Frau, den Oberkittel von rückwärts über den Kopf geschlagen, wie sie es beim Melken im Brauch hat, damit ihr die Kuh mit dem herumfuchtelnden Schweif nicht ins Gesicht schlagen kann. Im ersten Schreck hat der Simerle an die sagenhafte „Habergeiß“ gedacht, die sich zuweilen als „schiache Wab'n“ zeigen soll; aber es ist in Wirklichkeit doch seine Thresl, und als er sich ein wenig erfängt hat, fragt er kleinlaut: „Was is im Stall?“

„A Biech!“

schreit die

Schneiderin

noch ganz

aufgeregt,

„a Biech!“

Der Si-

merle hat

zuerst den

verwegenen

Gedanken:

„Das ist doch

gewiß, —

was soll denn

im Stall

sonst sein?“

Aber sagen

tut er doch

nur: „Was

denn für 'a

Biech!“

Auch das

war zuviel,

die Schneiderin

konnte so ein dummes Fragen

nicht leiden.

„Woß i's denn?!“

schreit sie ihn an.

„Heb

di doch — schaug

halt selber — Dodel,

loahm-

lacteter!“

Da gab es kein

Widerreden mehr.

Im Hin-

ausgehen will der

Simerle aber doch gerne

wissen, ob es ein

großes oder kleines

Bieh sei, denn er

denkt schon sorgenvoll

an den Wolf und

an den Löwen, von

welchen er vernommen,

daß dies fürchterliche

Raubtiere seien. Von der

Schneiderin aber bringt er

nicht mehr heraus,

als daß sie „a söchternes

Biech in ihrem Löb'n

nie koans g'sehen“ habe.

„Grad wie i so emsig

's Riechle melken tu,“

sagt sie noch, „springt's

mir in'n Milachhäfen!“

„In 'n Milachhäfen?“

Den Schneider beutelt

der Graus. „Nachdem is es

a Biech, was af die

Milach geht,“ folgert er,

und denken tut

er sich: „Gott sei Dank, weil es nur kein Wolf ist oder gar ein Löwe.“

Und an der Stalltür sagt der Simerle: „D Himmelseiten — hast ja die Tür offeng'lassen! 's Biech werd wohl davon sein!“

Die Schneiderin tut einen scheuen Blick in den Stall und versichert den Simerle: „'s Biech hoct noch im Milachhäfen!“

Daraufhin macht der Schneider einen langen Hals, aber der Stall ist von dem trüben Del-

laternelein, das am Wandnagel hängt, so spärlich beleuchtet, daß er aus der Ferne nur ein span-

langes Etwas aus dem Milachhäfen herausragen sieht. Nachdem er eine Weile bedächtig hin-

geschaut und sorgenvoll mit dem Haupt gewackelt hat, muß er bekennen, daß er „a söchternes Biech

aa no nie g'sech'n“ habe. „I woß nit,“ sagt er, „hat's den Kopf in der Milach drin oder

hat's 'n her-

ausen!“

„Gel du,“ meint die Schneiderin, „dös is a merkwürdigs

Biech!“

„A Aus-g'schau

hät's bald wie a Beiß-

wurm (Ratter),“

bemerkt der Simerle, „aber gar nit

a bissel rüh'n tut es sich — am

End' is's gar deroffen

drin ... I kann halt koan recht'n Kopf dersech'n!“

„Nachert schaug halt 's Hinterteil auß!“

mitmaßt die Schneiderin.

„Ja, kuntest scho recht hab'n, Thresl,“

stimmt der Schneider bei, „aber an Beißwurm mit an söchteren

Hinterteil han i aa mei Löbta' nie koan g'sech'n. Die

Beißwürm' hamt, moan i, alle a zug'spitztes

Hinterteil — dös da is aber gar nit zug'spitzt —

gel du?!“

„Na, zug'spitzt is dös nit,“ bestätigt ihm die Schneiderin. „Eppan is es aber decht der Kopf — was moanst denn, Simerle?“

„Ja, kuntest scho recht hab'n, Thresl,“

sagt der Simerle verzagt, „aber a Biech mit so an

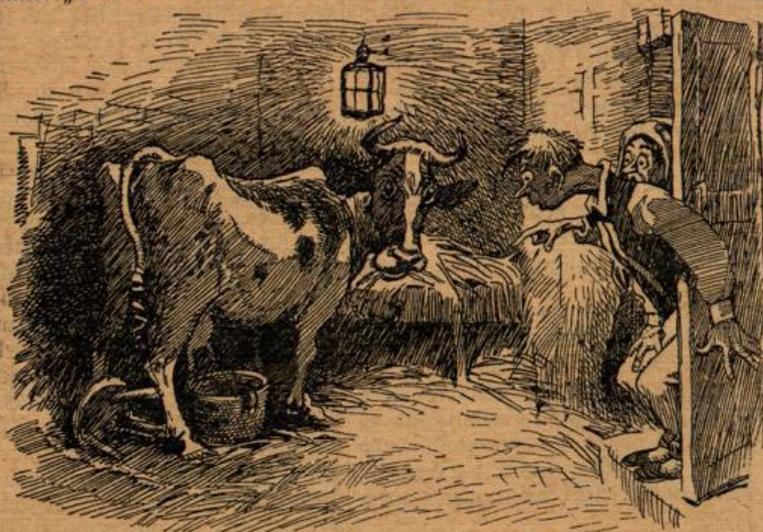
kuriosen Kopf han i halt aa mei Löbta' nie

koan's g'sech'n ... I moan, dös is a Gift-

biech ...“

„Mein Gott, mein Gott!“ jammert die

Schneiderin, „wia soll ma mir dös iaßa aus'n



Daraufhin macht der Schneider einen langen Hals.

hat's 'n her-

ausen!“

„Gel du,“

meint die

Schneiderin,

„dös is a

merkwürdigs

Biech!“

„A Aus-

g'schau

hät's bald

wie a Beiß-

wurm

(Ratter),“

bemerkt der

Simerle,

„aber gar nit

a bissel

rüh'n tut es

sich — am

End' is's gar

deroffen

drin ... I

kann halt

koan recht'n

Kopf dersech'n!“

„Nachert

schaug halt

's Hinterteil

auß!“

mitmaßt die

Schneiderin.

„Ja, kuntest

scho recht

hab'n, Thresl,“

stimmt

der

Schneider

bei, „aber an

Beißwurm

mit an

söchteren

Hinterteil

han i aa

mei Löbta'

nie koan

g'sech'n. Die

Beißwürm'

hamt, moan

i, alle a

zug'spitztes

Hinterteil —

dös da is

aber gar

nit zug'spitzt

— gel du?!

„Na, zug'spitzt

is dös nit,“

bestätigt ihm die

Schneiderin. „Eppan

is es aber

decht der Kopf

— was moanst

denn, Simerle?“

„Ja, kuntest

scho recht

hab'n, Thresl,“

sagt

der Simerle

verzagt, „aber a

Biech mit so

an kuriosen

Kopf han i

halt aa mei

Löbta' nie

koan's

g'sech'n ...

I moan,

dös is a

Gift-

biech ...“

„Mein Gott,

mein Gott!“

jammert die

Schneiderin,

„wia soll ma

mir dös iaßa

aus'n

Stall bringen — wie eppan, wia?“ Plötzlich aber kommt ihr ein guter Einfall: „Geah, Simerle, geah,“ sagt sie, „la'f schwind ume zan Schmied'n — mit der groaß'n Reißzang' soll er kemm!“

Ja, das war ein guter Gedanke! Darüber freute sich der Schneider und war schon draußen bei der Tür . . .

„Was?“ fragt der Schmied. „A merkwürdig's Viech hätt's dö's im Stall?“

„Ja, ja, Schmied, sei so guat,“ wimmert der Schneider aufgeregt. „So a Viech hast g'wiß dein Löbta' nie koan's g'sech'n!“

„Na — meiner Tren nit,“ gibt der Schmied zu, „so a Viech, was ma mit oaner Reißzang' fangt, han i nu koan's nit g'sech'n!“

„Ja, woaßt, Schmied,“ erklärt ihm der Simerle, „dös Viech hoctt halt im Milachhäfen und war am besten mit oaner Zangen z' packen.“

„Alsdann in Gott's Nam!“ willigt der Schmied ein und geht mit Reißzange und Schneider davon.

Er ist ein beherzter Mann, der Schmied. Furchtlos geht er in den Stall, nimmt vom Wandnagel das Laternlein mit der Begründung: „Z'erst muas i mir dö's Viech anschaug'n!“ und geht damit gleich auf den Milchhäfen los. Er beleuchtet und beguckt ihn, dann greift er gar zum Graus der Schneidersleute gleich mit der bloßen Hand zu, und indem er sagt: „So a Viech fang' i scho no ohne Reißzang' außa!“ hebt er's auch schon in die Höhe.

„Simerle,“ schreit er und fangt auf einmal ein großes Lachen an, „was is denn dö's für a Viech?“

Die Schneidersleute schauen zuerst großmächtig und verwirrt drein, dann schreit die Schneiderin: „Marandjoseph! Dös is ja vom Kuehle a Stückle Schwoaß!“

Ganz verdattert schauen die Schneidersleute eine Weile die arme „Maucha“ an, an deren Schweifstuzel noch das „Dürrbandpflaster“ wie eine Ringellocke herunterbaumelt, bis der Simerle ganz grimmig sagt: „Du verdangelte Mett'n übereinand'! Jaha woaß i's, w'rum selm der Hans allweil g'moant hat: »is weiter nig g'scheg'n« — allweil hat er g'sagg': »Is weiter nig g'scheg'n!« — so, da hast es iaga! . . .“

Frits und Emma.

Von Felix Wolf.

Ich hatte einen Schulkameraden, der hieß Frits; er war bis zu seinem fünfundswanzigsten Lebensjahre ganz normal; nur wenn er sich, was nicht gerade selten vorkam, einen Kagenjammer zugezogen hatte, machte er bisweilen Streiche, die an seiner gesunden Geistesverfassung zweifeln ließen.

Das wurde besser, als er mit Fräulein Emma, einem sauberen Mädchen, bekannt wurde. Er verliebte sich in die Schöne, und um ihre Gegenliebe zu erwerben, wurde er nüchtern und sitz-sam. Und Fräulein Emma, ihres Zeichens perfekte Damenschneiderin, hatte Verständnis für solche Bemühungen und lohnte sie dadurch, daß sie dem schmucken Frits sich zu eigen gab.

Im ersten Jahre ihres Ehestandes waren Frits und Emma nicht bloß zufrieden und glücklich, sondern überglücklich. Sie lobte den Herrn Gemahl über den Schellenkönig, und er hinwieder konnte nicht genug die Engelhaftigkeit seines jungen Weibes rühmen.

Das änderte sich aber, als ihnen ein Sprößling beschert wurde, der als Frits zwei in der Familie figurierte.

„Na, Frau Kregdorn,“ sagte ich daher, als ich eines Tages ihre schlechte Stimmung bemerkte, „bei Ihnen scheint auch der Wind umgeschlagen und das ehemals so schöne Wetter in Sturm verwandelt zu haben. Sie sind ja gar nicht mehr so munter und heiter wie früher.“

„Ist es ein Wunder, wenn man solch einen eigensinnigen Mann hat, der einen in die schwersten Gewissensnöte bringt?“

„Gewissensnöte? Wieso?“

„Wie Sie ja wissen, bin ich katholisch, aber aus Liebe und in der Hoffnung, die Kinder in meiner Konfession erziehen zu dürfen, habe ich doch meinen evangelischen Mann genommen. Nun aber, da wir einen Buben bekommen haben, hat er ihn eigensinnig doch in der evangelischen Kirche taufen lassen.“

„Und glauben Sie, daß das Kind deswegen nicht auch glücklich und dereinst selig werden könnte?“

„Das will ich nicht untersuchen. Aber ich bin die Mutter und muß das Kind erziehen, und deswegen hätte mir mein Mann darin doch zu Willen sein können, um so mehr, als unsere Kirche am letzten Ende doch die maßgebende ist. Diesen Eigensinn kann ich meinem Mann nie verzeihen.“

Ich suchte die Frau zu beruhigen, aber mit wenig Erfolg. Sie beklagte sich über den Eigensinn ihres Mannes und versteifte sich doch ebenso hartnäckig auf den ihren.

„Du,“ sagte ich daher zu Frits, als ich ihn einmal allein traf, „ich glaube, daß du dir durch die Aufnahme deines Buben in deine Kirche den Ehefrieden verscherzt hast.“

„Ist nicht meine Schuld. Ich kann doch nichts dafür, daß meine Frau so eigensinnig und rechtshaberisch ist.“

„Nun, eine Mutter muß doch die Kinder in der Hauptsache erziehen, und so ist es zu verstehen, wenn sie es in ihrer Konfession zu tun wünscht. Am Ende ist es ja auch nicht so schlimm, wenn deine Kinder katholisch werden. Alle Wege führen zum Himmel.“

„Wenn noch Mädels nachkommen, kann sie diese katholisch werden lassen, das ist mir einerlei. Aber die Buben folgen meiner Konfession, und wenn die Frau an den glatten Wänden hinausspringt: Das bin ich meiner Manneswürde und meiner Kirche schuldig.“

Von diesem Beschlusse war der Fritz weder mit guten noch mit bösen Worten abzubringen.



Sie beklagte sich über den Eigensinn ihres Mannes.

Er wollte evangelische Kinder haben, während Frau Emma den katholischen den Vorzug gab. Und da Mädels, die mit des Vaters Erlaubnis katholisch hätten werden dürfen, nicht nachkamen, konnte Frau Emma, wie sie weinend sagte, nie auf den Tag sich freuen, an dem eines ihrer Kinder zur heiligen Kommunion ginge.

Der Fritz tröstete sie zwar mit dem Bemerkten, daß die Evangelischen auch zum Nachtmahl gingen, was mit dem Kommunizieren ziemlich gleichbedeutend sei. Die Frau aber wollte das nicht gelten lassen, und so stritten sich die beiden Leuten der Religion wegen hin und her, und es war keine Eintracht und kein Friede mehr bei ihnen zu finden.

Infolgedessen kehrte ich immer seltener bei ihnen an, und da ich bald darauf nach auswärts ging, hörte ich mehrere Jahre nichts mehr von den beiden.

Als ich aber aus der Fremde zurückkam und mich bei einem Freunde nach Fritzens und Emmas Befinden erkundigte, hieß es: „Geschieden schon seit drei Jahren.“

„Des Religionsunterschiedes wegen wahrscheinlich?“ fragte ich.

„Nein, der Untreue wegen. Sie ließ sich mit einem Maler ein, und er schwänzelte den Kellnerinnen nach.“

„Und solche Leute, von denen keines nach den Vorschriften seiner Konfession lebt, streiten sich der Religion wegen. Ist das nicht zum Lachen?“

„Es wäre freilich zum Lachen,“ sagte mein Freund, „wenn es nicht so traurig wäre, und wenn es sich in der Gesellschaft nicht so oft wiederholte. Wenn jedes nach den Vorschriften seiner Religion lebte, ginge es ganz nett und wir hätten den Himmel schon auf dieser Welt. Aber aus Herrschsucht, Rechtshaberei und Heuchelei streiten sich die Leute im kleinen und im großen um die Religion und achten nicht darauf, daß sie bei solchem Streit von der Religion, die Frieden, Liebe und Duldung verlangt, immer weiter abkommen, bis sie zuletzt gar keine mehr haben.“

Der Balkon.

Von Franz Wichmann.

Der Schlosser kraute sich hinterm Ohr und nahm dann bedächtig eine Priese.

„Woll, woll, Herr Revisor, machen könnt' man das schon. Einen Kiegel halt, wo von selber einschnappt. Vor jedem Einsteigen von außen sind Sie dann sicher. Die Tür geht nur noch von innen auf.“

„Das ist das Wichtigste,“ meinte der Hausherr, dem die Sache einleuchtete. „Also machen Sie das, was es auch kostet. Wie lange brauchen Sie dazu?“

„Das bring' ich noch bis zum Abend fertig.“

Peter Paulsen rieb sich vergnügt die Hände. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Nun konnte er doch beruhigt gehen. Denn heute bei der Jubiläumsfeier wurde es spät. Frau und Tochter konnten jetzt ohne Sorgen schlafen. Ehe die Tür nicht gesichert war, durfte man sie gar nicht allein im Hause lassen. Sie vergingen ja vor Angst. Und ganz unrecht konnte er ihnen nicht einmal geben.

Der Balkon! Wie lange hatte er sich darnach gesehnt! Es war ja das einzige, was an seinem neuen Besitz noch fehlte. Nun freute das Haus ihn erst, seit man die schöne freie Aussicht über Häuser und Gärten unbehindert genießen konnte.

Aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil. Das kam auch ihm und den Seinen bald zum Bewußtsein. Die Zeiten waren so unsicher. Man hörte immer wieder von Einbrüchen. Und mit Vorliebe be-

stiegen die Spitzbuben die Balkone, um in das Innere der Wohnungen zu gelangen.

Die beruhigende Gewißheit, daß daheim alles wohl verwahrt war, ließ den Revisor die Freuden des Festes länger, als er gedacht hatte, auskosten. Er war ein Freund von gutem Wein, und der heute getrunkene war ein besonderer Tropfen. Ja, darauf verstand sich der fünfzigjährige Jubilar. Wenn er nur nicht auch innerlich so heiß gemacht hätte. Wie ein Backofen wühlte Peter Paulsen auf dem Heimweg. Dazu diese äußere Schwüle! Der Mond hatte sich hinter schwarzen Wolken versteckt. Und doch war es jetzt, mitten in der Nacht, als ob die heißeste Sonne schiene. So konnte er gar nicht ins Bett gehen. Da war ja kein Schlaf zu finden. Erst mußte er sich ein wenig abkühlen.

So zu war denn auch der Balkon? Da oben in der Höhe wehte doch eine etwas frischere Luft. Gut, daß ihm das einfiel.

Leise ging er in die Tür, um Frau und Tochter nicht zu wecken, die schon lange schliefen. Uha — der neue Riegel! Er tat eine Schuldigkeit. Er ließ die Tür angelehnt und fiel schwer auf die bequeme

Bank. Das Spiel der Wolken freute ihn, und der Wein gaukelte ihm allerlei bunte Bilder, Träume und Erinnerungen vor. Jetzt, da er ruhig saß, wurde seine Wirkung noch stärker. Schon war er nahe am Einschlafen, als er plötzlich erschreckt aufsprang. Ein lautes Krachen hatte ihn geweckt. War es Donner? Nein. — Ein Gewitter stand allerdings am Himmel. Bis jetzt aber ging ihm nur ein stürmischer Wind voraus. Und er hatte die Balkontür hinter seinem Rücken zugeschlagen.

Das wurde denn doch ungemütlich. Besser, er suchte das Bett. Abgekühlt war er ja jetzt auch. Aber zum Teufel, — die Tür ging ja nicht auf! Was war denn das? In seine dumpfen Sinne fiel ein Lichtstrahl. Himmel, der neue Riegel war eingeschnappt!

Jetzt saß er gefangen hier draußen. Das letzte blasse Mondlicht erlosch in schwarzer Vorkennacht. Es wurde stockfinster um ihn. Langsam fing es zu tröpfeln an. Die Tropfen

wurden größer und größer. Plötzlich goß es in Strömen. Und Peter Paulsen stand im schwarzen Frack, mit Glacees und Zylinder schutzlos dem wilden Wetter preisgegeben.

Da hörte doch jede Rücksicht auf die Seinen auf. Er begann an der Tür zu reißen, zu rütteln und zu klopfen. Niemand hörte ihn. Der rauschend anwachsende Sturm verschlang jedes andere Geräusch. Als Peter laut zu rufen und zu schreien begann, überbrüllte losbrechender Donner seine Stimme. Ein Windstoß riß ihm den Zylinder vom Kopf, der wie ein Fallschirm auf die Straße hinabstorkelte. Die Kleider hingen ihm naß und schlapp am Leibe.

Das war ja zum Verzweifeln! Diese Frauen schliefen wie die Murmeltiere. Und die eigensinnige Tür gab nicht nach. Der Herr Revisor verwünschte sie und den Balkon in diesem Augenblick. Jetzt war ihm alles gleich. Auch die teure gemalte Scheibe. Sie mußte geopfert werden.

Das erschien ihm als einzige Rettung. Er umwickelte die Faust mit dem Schoß seines Fracks und schlug mitten in das Glas.

Das gab einen Höllenlärm. Klirrend polterten die Scherben zu Boden. Um, — das hatte

doch auch sein Gutes. Sonst könnten die Herren Einbrecher ja auch auf einen so schlaunen Einfall kommen. Aber der Spektakel mußte sie unbedingt verraten. Jetzt konnte er wenigstens hindurchlangen, den Riegel fassen und zurückschieben.

Gerettet — endlich! Die Schrecken des Balkons lagen hinter ihm! Aber er triumphtierte zu früh. In dem nach hinten gelegenen Schlafzimmer der Frauen ward zuerst die Tochter wach.

„Mama — Mama!“

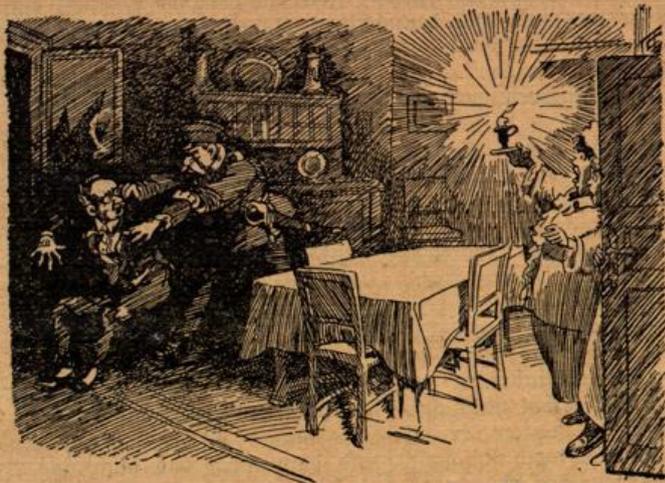
„Was schreist denn so?“

„Hast du nichts gehört? Ich glaube, es bricht wer ein.“

„Das Klirren meinst du? Mir war's, ich hätte es geträumt.“

„Es klang wie Glas. Gewiß haben sie vorn ein Fenster eingedrückt. Oder die Balkontür!“

„Himmel, das wäre!“ Die Frau Revisor war mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. „Da tät' ja der neue Riegel nichts nützen!“



„Ich sage Ihnen doch, daß ich der Hauseigentümer bin.“

Lieschen machte es wie der Vogel Strauß. Sie zog die Bettdecke höher übers Gesicht. „Was sollen wir tun, Mama?“

„Um Hilfe rufen. Auf der Straße wird uns schon wer hören.“

Sie stand bereits am Fenster, aber die Tochter, die sich nicht aus den Federn wagte, hatte eine neue Befürchtung. „Schließ erst die Tür ab, Mama, sonst kommen sie hier herein und bringen uns um.“

„Recht hast du.“ Die Mutter befolgte den Rat. „Wenn nur auch Papa nach Hause käme!“

„Jesus, — ich höre Schritte von der Balkontüre her. Dort sind sie eingebrochen!“

„Mama, — jetzt rührt sich auch an der Haustür was! Die Glocke geht.“

Die Frau Revisor sprang an das Fenster und riß den Flügel auf. „Gott sei Dank, ein Schutzmann! Er muß etwas Verdächtiges gesehen oder gehört haben. Aber wer soll ihm denn öffnen?“

„Ich trau' mich nicht hinaus.“

„Aber du wirst doch auch nicht verlangen, daß deine alte Mama —“

„Wirf ihm doch den Haus Schlüssel hinunter.“

„Das ist wahr, — du hast doch immer die besten Gedanken. He, Sie, — Herr Schutzmann, passen Sie auf!“

Das Auge des Gesetzes begriff und apportierte wie ein Hund. Auf seinem nächtlichen Rundgang hatte der Beamte das Klirren der Scheibe vernommen. Aufblickend wahrte er den Schatten eines Mannes, der vom Balkon in das Innere des Hauses glitt. Ein Einbrecher auf frischer Tat ertappt! Der sollte ihm nicht auskommen. Schnell entschlossen läutete er an. Gut, daß die droben auch schon wach und gleich so vernünftig waren, ihm den Schlüssel herabzuwerfen.

Mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer die Maus verfolgenden Katze war er die Treppe hinauf. Da stieß er schon im Finstern auf den Einbrecher. Auf's Geratewohl griff er zu und hielt ein zuckendes, zappelndes Menschenwesen gepackt.

„Haben wir dich, du Schuft!“

„Das nasse Etwas wand und sträubte sich.“

„Sind Sie verrückt! Ich bin ja der Hausherr!“

„Das kann jeder sagen. Die saule Ausrede kennen wir.“

„Pauline! Lieschen!“

„Ja, was ist denn?“ scholl es von hinten her.

„Bist du endlich da, Papa? Wir sind in Todesangsten.“

Eine Tür ging auf. Lichtschein tanzte die Wand entlang. Darin die Frau Revisor im Nachtgewand.

„Und wo ist denn der Schutzmann?“

„Hier!“ — Der Hüter des Gesetzes machte große Augen.

„Aber so lassen Sie doch los. Das ist ja mein Mann.“

„Der Einbrecher?“

„Esel! Ich sage Ihnen doch, daß ich der Hauseigentümer bin. Revisor Paulsen.“

Gekränkt ließ der Beamte seine Beute fahren.

„Gut, mein Herr. Ich werde mir den Namen merken. Sie haben einen Beamten im Dienst beleidigt. Die Folgen werden Sie zu tragen haben.“

Mit der Würde eines großen Mimen nahm er seinen Abgang.

Die drei starrten ihm nach. Und Paulsen murmelte einen Fluch: „Der Teufel hole den Balkon!“

Drei Könige.

Friedrich der Große befahl einst seinem trefflichen Kapellmeister K. H. Graun, sogleich eine Hauptprobe zu einer seiner neuen Opern zu veranstalten, weil er der Generalprobe, die in wenig Tagen sein sollte, nicht beiwohnen könne. Die Probe begann. Der König, der sehr übel gelaunt war, ließ sich die Partitur geben und strich mehrere Seiten darin. Graun sah dieses Beginnen und erwartete mit stillem Bewußtsein des Wertes seiner Arbeit das Ende.

„Graun,“ sprach der König, „das muß alles anders gemacht werden; alles, was ich gestrichen habe, ist Seiner nicht wert und gefällt mir nicht.“

„Das bedaure ich sehr,“ entgegnete Graun; „indessen werde ich keine Note abändern; denn übermorgen ist Generalprobe, und in drei Tagen kann nichts Neues mehr einstudiert werden. Und dann noch das wichtigste Argument, das ich habe, welches ich Eurer Majestät aber erst sagen werde, wenn Sie wieder gnädiger sind denn heute.“

„Graun,“ jagte der König, „auf ihn war ich nie ungnädig, deshalb will ich sein Argument gleich hören.“

„Nun dann,“ sprach Graun, indem er seine Partitur in die Hand nahm; „über dies Stück bin ich König.“

Der König lächelte und sagte: „Er hat recht, Graun, und deshalb bleibt alles beim alten.“

Und beim alten blieb es im weitesten Sinne: Graun, ein Mann von seltener Leutseligkeit, blieb bis zu seinem Tode in der Gunst des Königs, änderte auch niemals eine Note in seinen Partituren, die er immer erst kurz vor der Ausführung in Eile niederschrieb, nachdem er die Komposition oft schon lange im Kopfe vollendet hatte; auch Friedrich blieb bei seinem musikalischen Eigenwillen, der den begabten Graun vielleicht nicht wenig verhindert hat, in seinen Stücken einen freieren genialen Flug zu nehmen.

Der Kuß am Brönnlein.

Skizze von Max Karl Böttcher.

„Hallo! — Hallo!“ — Der Kußer stand am Waldrande, hielt sich mit der Rechten den Hut, denn ein eisiger Novembersturm brauste durch Tann und Hag, aber der Bauer, dem der Ruf galt, pflügte weiter die schwere, frostsplirrharte Scholle. — Der Wanderer, ein frischcr junger Mensch, betrachtete sich Feld und Flur. Wie der Bauer mit solch unerschütterlicher Ruhe über die spröde Scholle schritt, wie sich der feiste Stier, bedächtig schreitend, doch mit unwiderstehlicher Urkraft in die Sielen legte und das Ackerreisen, das von der schier übermenschlichen Kraft des Bauern in den knackenden Boden gedrückt wurde, ruhig hinter sich herschleifte, — dies Bild fesselte den Schauer am Waldrande. Er reckte beide Arme von sich und sagte halb verträumt, halb begehrlieh: „Ist das ein Bild! Jetzt möchte ich nun wieder ein Maler sein!“ Und bedauernd fuhr er fort: „Ich bin halt bloß ein windig Schneiderlein!“ Aber dann bannte er alle Träumerei und trat auf den umgestürzten Acker und balancierte auf den großen Erdschollen dahin und stand urplötzlich und wie aus dem Boden gewachsen neben dem Ackermann. — „Habe die Ehre!“ sagte lächelnd das Schneiderlein und verneigte sich mit gutmüthigem Spott tief vor dem Bauern. Der musterte den Fremden mit argwöhnischem Blick und sagte nichts. „Habe schon dreimal gerufen, Herr . . . Herr Landrat, aber Euer Hochwohlgeboren geruhen nicht, zu hören. — Ich möchte ins nächste Dorf.“ — Da zeigte der Bauer mit der Pfeifenspitze gen Süden, löste den eisernen Griff seiner Linken vom Ackerreisen, und der Stier merkte, daß sich der Erdanker löste, und zog an.

Dem Fremden aber gefiel die erhabene Ruhe des andern. Er schritt neben ihm her und fragte: „Gibt es Arbeit im Dorfe?“ Der Bauer nickte und blieb wieder stehen, und mit Bedacht sagte er: „Wer will, kann bei uns Arbeit finden.“

„Auch ein Schneiderbursch?“

„In jedem Hause gibt es etwas zu flicken, fangt bei mir an, wenn Ihr genüßsam und ehrlich seid, Bursch. Den Michael-Bauern weist Euch jedes Kind im Dorfe.“ — Der Fremde rief ein frohes Dankeswort und marschierte in den dämmernden Abend hinein, und in kurzer Zeit war er im Tale und im Dorfe. — Da war ein rinnend Brönnlein am Wege, halb vereist und doch noch munter murmclnd. Eine Magd, hellblonden Haares und rosig jung, hielt einen Wasserzuber unters Rohr und hatte den Schritt des Fremdlings nicht vernommen. Das Schneiderlein äugte rechts, es äugte links, und im Nu war er bei der drallen, hübschen Maid,

faßte ihr Gesichtlein mit beiden Händen und drehte es mit sanfter Gewalt und doch blitzschnell zu sich und versiegelte ihren erschreckten und doch so blühenden Mund mit einem herzhaften Kuß. — Zäher Zorn blitzte in ihren Augen, und er sah, daß sie nach dem Zuber mit dem eisigen Wasser griff und ihm ein kaltes Bad bereiten wollte. — Da verneigte er sich tief, strebte schnell rückwärts und rief lustig: „Den Dank, Dame, begehrt ich nicht!“ und marschierte pfeifend ins Dorf. — Ein Junge zeigte ihm den Weg zum Michael-Bauern. War kein Rittergut, das Anwesen, es war fast klein und ärmlich. Am Wohnhause waren die Fensterläden geschlossen. Er klopfte an die Thür, da ertönte leise seines Kinderweinen. Er drückte die Thür auf und stand in einer gemüthlichen Bauernküche. Ein großer Herd strömte heimelndes Feuer aus, eine Sehlampe erhellte den Raum behaglich, und mitten in der Stube stand auf zwei Stühlen ein Badewännlein, und im dampfenden Wasser hockte, krebzrot und weinend, ein nacktes Menschlein, reichlich ein Jahr alt. „Na, Bub oder Madeli — hast halt kein Köcklein an, da kann ich es nicht sehen, was du bist — und warum greinst du? — Gelt, das Wässerlein ist zu heiß!“ Und er warf seinen Ruckack zu Boden, den Filz daneben, und siehe da, das Menschlein, was bis jetzt mit offenem Mäulchen den Eindringling angestarrt, zog erst den linken Mundwinkel hoch, dann den rechten, die letzten Tränen kollerten wie leuchtende Silberkugeln über die bausigen Backen, dann fing es vor Freude an zu krähen und streckte dem Schneider die Händchen zutraulich entgegen.

„Du gefällst mir, Geschöpschen! Komme her, ich will dich aus dem Dampfbade erlösen, du kleines Brühwürstel!“ — Und hob das Kindlein hoch. — „Aha, ein Bub bist?! — Ist mir recht. Warte, ich wasche dich!“ — Er faßte das Kerlchen behutsam wie ein junges Karnickel, bestrich das rosigc Körperchen mit Seife, spülte Wasser darüber, hob es aus dem Bade in die Laken auf dem Tisch, hüllte den molligen Jungbauern hinein und nahm das warme Bündel in seine Arme und schritt summend mit ihm im Zimmer auf und ab. — Da flog die Thür auf. Ein junges Weib, einen Wasserzuber in der Hand, stand im Zimmer, tat einen Schreier aus und ließ vor Schreck den Zuber fallen. Und das Schneiderlein sah das liebe Gesichtel, und der Bub auf seinem Arme sah es auch und rief holdselig: „Mama!“ — Aber die junge Frau rief zornbevend: „Was tun Sie hier, — Sie . . .!“ Das Schneiderlein war verblüfft und auch ein wenig beschämt, denn er war bis in die tiefste Seele ein anständiger Kerl. Doch er faßte sich und sagte schnell: „Was ich hier tue?! — Ich habe Kinder und singe sie in den Schlaf!“ Dabei sah er sie so treuherzig, so lieb und fröhlich an, daß

ihr Zorn begann, zu verdampfen. Trotzdem sprudelte sie noch hervor: „Unerhört! Erst küßten Sie auf der Straße anständige Frauen, und dann — dann dringen Sie in fremde Häuser ein und nehmen fremde Kinder aus dem Wasser!“

Und er mit schalkem Lächeln: „Soll ich sie verbrühen lassen?“ Da sah sie in sein herbes, junges Antlitz und sah jetzt seine lieben, lachenden, grundgütigen Augen froh auf sich gerichtet. Sie senkte den Blick, dann sagte sie: „Was wollen Sie hier, wer sind Sie, — wie kommen Sie hierher?“ — „Da nehmen Sie Ihr Kind, junge Mutter! Ich traf im Walde einen Bauern auf dem Felde, den fragte ich nach Arbeit im Orte. Er schickte mich hierher.“

„Mein Mann hätte Sie hierhergeschickt?!“

„Wie, der Michael-Bauer ist Ihr Mann?“

— Das verwunderte Wort ärgerte sie. Sie legte den Knaben in den Korb und sagte abgewandt: „Ich bin die Michael-Bäuerin, — der am Pfluge ist mein Mann!“ — Da wurde er ernst. Er hob den umgefallenen Wasserzuber auf, suchte nach einem Hader und trocknete damit das Wasserpfüßlein auf, während sie sich mit dem Bette des Kindes beschäftigte. Als er fertig war, nahm er Wandersack und Filz und wandte sich bescheiden zur Bäuerin: „Nun muß ich gehen und wäre doch so gern geblieben! Es ist so traulich hier. Ich warte am Tore und werde Ihrem Manne alles beichten, und daß ich allein die Schuld trage! Es möchte jemand gesehen haben die Geschichte am Brönnlein.“ — Ein leises Zittern machte seine Stimme zittern und weich. Er schritt zur Thür, aber da rief sie vom Bett des Kindes her: „Bleiben Sie, niemand hat es gesehen, und mein Mann, — warum ihn betrüben! Er ist so gut und vertrauensvoll!“ — Er überlegte eine Weile, dann sagte er schlicht: „Ich bleibe, und alles ist vergessen!“ — Er drückte sich auf einen Schemel, sie aber räumte Wanne und Badezeug weg und bereitete am Herde eine einfache Abendkost.

Lärm auf dem Hofe. Der Bauer war heimgekehrt und trat bald, nachdem er das Gespann untergebracht, in die Stube. Er sah alt aus, müde und abgesspannt; aber als sein Auge das junge Weib umfaßte, ward sein hartes Antlitz weich und ein Zug unendlicher Liebe zog behaglich über das verarbeitete Gesicht. Er begrüßte die Bäuerin mit seinen eisenharten Händen wie ein zerbrechlich Ding. — „Und einen Burschen hab' ich dir hergeschickt, ein Schneiderlein. Ist er nicht gekommen?“ Da drückte sich das Schneiderlein aus seiner dunklen Ecke. — „Und ob er hier ist!“ rief er und reichte dem Bauern beide Hände.

„Grüß Gott, Fremdling, unter meinem Dach! Und du, Elisa, gib jetzt was auf den Tisch!“ — Ein Schauer der Gemütlichkeit ob dieses fried-

lichen, patriarchalischen Gehabens überlief den Schneider.

Nun saß man am Tisch. Das Mahl war einfach, aber die Milchsuppe schmeckte, und das Bauernbrot mit dem saftigen Rauchfleisch noch besser. Dann mußte der Gast von sich erzählen. Wie er heiße? — Das Schneiderlein wurde ein wenig verlegen. — Ein seltener Name ist mir eigen. Ich mag ihn nicht gern nennen, denn noch ein jeder hat gelacht, der ihn vernommen. — „Ein Narr, wer eines andern Namen belacht!“ meinte bedächtig der Bauer. Aber das feine Näslein der hübschen Frau zitterte an den Flügeln vor Neugierde und Spannung. — „Wir werden gewiß nicht lachen,“ sagte sie und errödete leicht. — „Dann will ich es wagen. — Ich heiße Fritz — Heuhupfer.“ — „Bschrrr!“ schrillte die junge Bäuerin heraus und stopfte sich dann ihr Tüchlein in den Mund. Auch der Bauer lächelte gutmütig, sagte aber ernst: „Der Bäuerin dürft Ihr das Lachen nicht übelnehmen. Sie ist noch gar so jung und ein lustig Blut.“ — Herr Heuhupfer nahm es nicht übel. Er war jetzt ganz der ausgelassene Schelm, und Frau Elisa kam aus der fröhlichen Laune nicht heraus. —

Nun war das Schneiderlein schon eine Woche auf dem Hofe. — Eines Abends war der Bauer recht einsilbig und mürrisch. Er hatte am Nachmittage über seinem Wirtschaftsbuche geseffen und gerechnet, und nun klagte er über den geringen Ernteertrag und das geringe Vieh im Stalle, das unter Futtermangel leide. Der Schneider bat um Erklärung, da doch der Landwirt nach Ansicht des Städtlers zurzeit der beneidetesten Mann im ausgehungerten Vaterlande sei. Der Bauer berichtete, daß während der Kriegsjahre der Viehstand verringert werden mußte, daß dadurch der Stallung weniger und durch die schlechte Fütterung des Viehs auch wertloser geworden sei. Der Ackerboden sei nun kraftlos und erschöpft. — „Ja, das sehe ich alles ein, aber künstlicher Dünger? — Warum nehmen Sie den nicht? — „Künstlichen Dung? Ach, du lieber Gott, was wißt Ihr, der Schneider, von künstlichem Dung? Der ist nicht für uns Kleinbauern, der ist zu teuer und das Risiko zu groß.“

„Ich bin ganz gewiß kein Landwirt, aber ich sitze seit Jahren in Mannheim.“ — „Na, und? Wird etwa in der großen Stadt mit künstlichem Dung gemistet?“ — Das Schneiderlein lachte: „Das wohl nicht, aber ich habe einen Freund, der ist Gehilfe in einer großen Fabrik, in der man aus der Luft, die uns umgibt, künstlichen Dünger herstellt. Diese Fabrik ist die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, und mein Freund erzählte mir Wunderdinge von dem Erfolg dieser künstlichen Stickstoffdüngemittel. Eines Tages führte er mich sogar auf

ein Versuchsgut und zeigte mir Felder und Wiesen, die einen mit diesen, die anderen ohne diese Düngemittel bestellt. Poptausend, da sind mir die Augen aufgegangen!“ — Schnell fragte die Bäuerin mit vor Spannung hochrotem Gesicht: „Und Sie glauben daran?“

„Aber natürlich! Und wer diese Düngemittel verwendet, diese Nährstoffe für den Boden, hat reiche, sehr reiche Erträge.“

„Und wird ein großer, reicher Bauer?“ rief Frau Elisa eifrig.

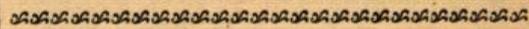
„Aber bestimmt, — und kann sich eine Magd halten und schöne Kleider kaufen und in die Stadt fahren mit der Kutsche.“ Und dann begann er den hoch aufhorchenden Bauersleuten seine Wissenschaft auszukramen, die er in jahrelangem Verkehr mit seinem Freunde gelernt hatte. Er erzählte von dem Stickstoff, dem wichtigen Aufbaumittel der Pflanze, er erzählte, wie geniale Männer aus der uns umgebenden Luft den Stickstoff gewinnen, und wie dieser dann verwendbar gemacht wird als Düngegabe für den Boden. Wie sie staunten, wie sie hoffend zu ihm aufsahen! — „Probieren Sie es nur einmal!“ riet der Schneider.

„Sie reden wie ein — wie ein Pastor!“ lobte die Bäuerin, und ihre schönen Augen blizten den Gast stolz an, aber das ernste, nachdenkliche Gesicht des Bauern, dem das Beharren am Alten, Herkömmlichen in allen Knochen saß und an dem das Neue, was der Fremdling wie ein verheißend Gift in die Seele geträufelt, riß und rüttelte, dies Angesicht ließ den Schneider in dieser Minute nicht wagen, mit der Bäuerin zu scherzen. — —

Am nächsten Morgen traf der Bauer Michael auf dem Gange durch das Dorf den Gemeindevältesten Gutbier. Und Christian Michael berichtete dem Großbauer von den Erfolgen des Stickstoffdüngers. Der Gemeindevälteste horchte hoch auf. — „Das wäre!“ rief er aus. — „Ich habe von meiner seligen Schwester ein paar tausend Mark Geld liegen, die sollt' ich mal riskieren. Schicke mir doch einmal den Luftikus, den Schneider.“ — Der Großbauer erzählte es dem Ortsrichter, und als Friß Heuhupfer ein paar Stunden später bei dem Großbauern in die Stube trat, fand er noch drei oder vier andere Landwirte des Ortes, und allen machte er, so gut er konnte, Wert und Verwendungsart des Stickstoffdüngers klar, wie ihn jene Fabrik in Ludwigshafen erzeugt. — Der Gemeindevorstand, zwar ein Bauer durch und durch, aber ein heller Kopf mit geschäftstüchtigem Sinn, lud am nächsten Sonntag die Bauern und Häusler des Dorfes in die Schenke, und dort sprach vor etwa dreißig aufhorchenden Köpfen unser Schneiderlein wie ein geborener Volkstredner. — Als nach dem kleinen Vortrage, dem eine lebhaftere Beratung der Bauern folgte, die Leute heimwärts strebten,

jagte der Michael-Bauer, der mit dem Ortsrichter ging, gutmütig zu Elisa: „Elisa, führe unseren Heuhupfer, er hilft uns bei dieser Finsternis noch in den Wassergraben und verläuft.“ Hupsch, wie schnell sie da ihren Arm unter den des Schneiders schob. Ihm ward ganz schwül im Blute, und er fühlte, wie etwas Verbotenes in ihm aufflammte, was schon seit Tagen als Fünkchen in ihm geschlummert hatte. — Aber als er dann allein in seinem Zimmer stand, dachte er an den guten ehrlichen Bauern, der ihn so vertrauend Obdach und Nahrung geboten, und er sagte sich: „Fort von hier, fort, sonst muß ich an dem vertrauenden Bauer und seinem Hause zum Schurken werden. In wenigen Minuten hatte er seinen Rucksack gepackt, und als es auf dem Turme des Schulhauses Mitternacht schlug, da sprang das Schneiderlein zum Fenster hinaus auf den Misthaufen und wanderte durch die kalte Nacht. — —

Der Bauer, der sich das Verschwinden des Gastes nicht erklären konnte, hing gern dem Glauben nach, daß der Schneider gar kein Mensch, sondern ein ihm gesandter guter Geist gewesen sei. Im Waldbauern steckt noch ein gut Stück handfesten Aberglaubens. Und so dachte Christian Michael: Wie der Schneider seinerzeit auf dem Acker so unrlöglich neben ihm gestanden, so aus dem Boden gewachsen, so hatte er sich auch still und heimlich davongemacht, nachdem er ihn Gutes gelehrt. Und nun stand es bei ihm fest: „Stickstoffdünger muß her!“ Er schrieb nach Ludwigshafen, und eine Woche später war bereits ein landwirtschaftlicher Vertreter der Stickstofffabrik bei ihm, und im nächsten Frühjahr düngte jeder im Dorfe, der nur halbwegs Geld aufbringen konnte, mit den erdsegneten Erzeugnissen deutscher Wissenschaft. — Als dann die Ernte so reich, so üppig ausfiel, wie es sich der magere und ausgefaugte Boden selbst niemals hatte träumen lassen, wie es die Bauern in ihren kühnsten Erwartungen nicht gehofft hatten, da wurde das Schneiderlein, das dem Dorfe solch Glück gebracht, geehrt wie ein Heiliger. Frau Elisa aber lächelte in stillem, geheimnisvollem Glück und dachte: Und mich hat er geküßt, damals am Brönnlein in eifriger Nacht.



Wer Knechte haben will, die gut mähen, muß selber gut vormähen. Auerbach.

Das erste und Wichtigste, was ein Kind lernen muß, ist, Leiden ertragen zu können. Rouffean.

Neid zu fühlen, ist menschlich, Schadenfreude zu genießen, teuflisch. Schopenhauer.

Wohl den Kindern, deren Vater nicht zu ernst, deren Mutter nicht zu schwach ist. Dinter.